30.881
4

Dt.L. 294, 4

Sammlung

der

vorzüglichsten Werke

deutscher

Dichter und Prosaisten.

VII. Band.

J. Graſsy inv. Cl. Kohl ſc. Viennæ 1790.

EVANDER UND ALCIMNA.

SAL. GESSNERS

SCHRIFTEN.

IV. THEIL.

WIEN
BEI F. A. SCHRÆMBL
MDCCLXXXX.

Die sämmtlichen Werke

von

Salomon

Geßner.

IV. Theil.

Wien.

Gedruckt für F. A. Schrämbl bey Ign. Alberti.

1790.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite.

Evander und Alcimna, ein Schäfer-Spiel 7

Erast, in einem Aufzug 77

Erzehlungen von Diderot.

Die beyden Freunde von Bourbonne . 125

Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern; oder von der Gefahr, sich über die Geseze wegzusezen 156

Brief über die Landschaft-Mahlerey. 207

Evander
und
Alcimna.
Ein
Schäferspiel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene stellt eine einsame Gegend mit Gesträuch und Bäumen vor.

Lamon und Chloe.

Chloe.

Woher, so ernsthaft mein Nachbar? Zwar wir Leute haben immer was zu thun, wenn wir die Heerde recht pflegen, und unser kleines Gut, wie man thun soll, besorgen wollen.

Lamon. Du hast recht, redliches Weib! die Tage kommen und gehen bey der Arbeit viel muntrer. Ich komme von einem heiligen Werk', das ich niemals unterlasse, ich habe dem Pan die Erstlinge von fünf jungen Bäumen im Hain geopfert, die ich an dem Tage zum Andenken pflanzte, da Evander, mein Pflege-Sohn, mir übergeben ward.

Sie stehn izt achtzehn Jahre; und sie wuchsen so schön, daß es scheint, die Götter wollen uns eine gute Vorbedeutung geben.

Chloe. Du bist ein frommer Mann, drum bist du so gesegnet; man ist immer wol zu Muthe, wenn man redlich ist und die Götter ehrt; besonders sollen Leute fromm seyn, die in ihrem Leben noch grosse Geschichten erwarten. Was wird endlich aus der Sache werden? Wir dörfen hier uns wol von unserm Geheimniß unterhalten; (sie sieht um sich her.) wenn ich nur noch erlebe, was mit Alcimna, meiner Pflege-Tochter geschehen soll; es ist izt sechszehn Jahre, daß sie mir ist anvertrauet worden. „Pflege sie wol; es wird einst dein Glük seyn, und verschliesse das Geheimniß in dein Innerstes.“ So sprach der Mann, der mir sie übergab.

Lamon. Die Götter haben was Grosses mit ihnen vor; Evander ist der schönste, weit umher; er ist so schön, wie die Bild-Säule, die in dem Delphischen Tempel steht; er ist weise, wie sonst Männer sind, von viel mehr

Jahren und Erfahrung. Kühnheit hat er, wie Hercules; er würde mit Löwen streiten; und wer übertrifft ihn im Ringen, im Wett-Lauf, in jeder Übung, die Stärke und Schnelligkeit fodert? Seine Lieder sind die besten, als hätte sie Apoll ihm im Traum gegeben.

Chloe. Eben so sehr übertrifft Alcimna die andern Mädchens; sie ist schön, wie die Gratien sind, und besizt jede Anmuth, die ein Mädchen zieren, in vollestem Maasse; sie übertrifft die andern alle, wie die Rose gemeine Gras-Blumen übertrifft.

Lamon. Ich fürchte und hoffe immer wechselweise von ihrer Liebe; vielleicht habens die Götter gefüget, daß sie sich lieben sollen; aber --- wir wissens doch nicht. Immer hoff' ich, das Schiksal werde sie nie trennen; aber --- wir haben doch über ihr Schiksal nicht so zu entscheiden, wie wenn sie unsre eigenen Kinder wären; man wird sie wieder von uns fodern; vielleicht geschieht es bald; wir können doch nicht zugeben, daß der Gott der Ehen sie verbinde; wir müssen noch ihre Hoffnungen entfernen.

Chloe. Gewiß! du hast recht Lamon! Ich hoffe, wir werden die Geheimnisse bald am Tag sehen; ich wünsch' es mit grösserer Ungeduld als du; ich bin drum auch ein Weib.

Lamon. Die Götter werden die Sache beym besten leiten. Wie schmerzhaft würd' es für mich seyn, wenns nicht so wäre; wie sehr verdienen beyde, glüklich zu seyn! Es quält mich, daß ich den Wunsch seiner zärtlichen Liebe nicht erfüllen darf. Ich lüge ungern, und was soll ich ihm für Ursachen lügen? Ich hab es immer verabscheut, die Götter wollens uns verzeihen. Wir wollen sagen, du und ich haben in der gleichen Nacht einen warnenden Traum gehabt.

Chloe. Du bist schlau; es sey in einer guten Stunde geredet; wenn wir durch lügen sie betriegen müssen, so sey's eben wie du gesagt hast. Wir können auf keine andre Art ihrem beständigen Flehen entrinnen. Aber lebe wol; ich muß in meinen Garten gehn; sieh! da kömmt dein Sohn; ich will hier durchs Gebüsche schlüpfen.

Lamon. Ich geh auch; ich will seinem sehnlichen Bitten entfliehn.

Zweyter Auftritt.

Evander, Alcimna.

Evander.

Ich suche sie schon lange umsonst; sie ist hier nicht, am Wasser-Fall nicht, und unter den Hasel-Stauden hab ich sie umsonst gesucht; doch hieher wird sie wol kommen. Hält sie die geschäftige Mutter auf? (Er sieht umher.) Da hab ichs. Er weicht mich aus; mein Vater weicht mich aus, so oft er fürchtet, ich wolle von meiner Alcimna ihm reden. Götter! Ich weiß nicht, was ich von allem denken soll. Was kann es ihm zuwider seyn, daß ich das beste Mädchen im ganzen Land liebe? denn jeder, er selbst, gestehet ihr den Vorzug vor allen zu. Das macht mir bange, recht bange. Aber wo ist sie? Sie kömmt noch nicht. Hier an diesen Baum von so glatter Rinde will ich ihren

Namen schneiden. (Er langt ein Messer aus seiner Hirten-Tasche.) Du sollst ihren Namen tragen, und den meinen; dann wachse hoch auf; dich soll kein Beil verlezen; dieser Baum ist der Liebe heilig, wird, der vorübergeht, sagen. (Da er anfängt in die Rinde zu schneiden, kömmt Alcimna, leise hinter ihm gehüpft; sie dekt ihm die Augen mit beyden Händen.)

Alcimna. Wer bin ich?

Evander. O Alcimna! O Geliebte!

Alcimna. Du triegst dich.

Evander. Nein, ich triege mich nicht! wo bliebst du so lange?

Alcimna. Wenn du dich nicht triegest, so küsse mich. (Sie läßt ihn; und sie küssen sich.)

Alcimna. O! wenn er mich nur nicht bis hieher verfolgt; mich hielte Milon, der Ziegen-Hirt, auf. Wie sehr ist seine Liebe mir zur Last!

Evander. Götter, da ist er!

Dritter Auftritt.

Milon, die Vorigen.

Milon.

O das dacht ich, du werdest Evandern hier finden. Evander gewinnt in allem, im Ringen, im Wett-Lauf, im Singen, und bey den Mädchen. Evander! du hast schon manch schönes Lamm gewonnen.

Alcimna. Das wissen wir ja schon.

Milon. Ich muß des einfältigen Battus lachen, daß er mit dir, dort bey der alten Eiche --

Alcimna. Darüber haben wir schon lange ausgelacht. Aber --- was willst du denn hier?

Milon. O sey doch freundlich! Ein guter Blik von dir ist --

Alcimna. (Lächelt ihn spöttisch an.) Da hast du ihn; izt geh --

Milon. So spöttisch! Laß mich dir nicht so unwerth seyn; ich muß dir ein Lied singen, das ich heute früh --

Alcimna. Wenn ichs aber nicht hören will.

Milon. So sing ichs doch.

Alcimna. So halt ich die Hände vor die Ohren.

Milon. Du magst können was du willst, Evander, so kannst du mich doch im Flöten nicht übertreffen; ich hab' eine hier; diese da; ich habe sie erst vorgestern geschnitten; die tönt fürtrefflich; ich habe schon zwey Ziegen darmit im Wetten gewonnen, und ich will dich gewiß übertreffen; da höre! -

Evander. Ich glaub es, so lang ichs nicht höre.

Milon. O! ich wette die beste Ziege.

Alcimna. Und ich die ganze Heerde, daß du der beschwerlichste Mensch bist im ganzen Lande; wirst du denn ewig schwazen? Du bist wie ein Ast voll Dörne, der sich dem Vorübergehenden anhängt; du schleppest dich immer mit.

Milon. Ich glaube bald, ihr wollt allein seyn.

Evander. Du hasts langsam errathen.

Milon. So geh ich. (Er geht ab, und kommt wieder.) Nun, ich habe noch was rechtes vergessen; ich muß euch was erzehlen: Gestern, die Sonne war schon im Meer, da gieng ich am Ufer, und --

Alcimna. Ists noch nicht zu Ende?

Milon. Zu End, eh' ich angefangen habe? Nun da ich am Gestade war, da sah ich Asphalion, den Fischer; er hieng eben sein Neze auf, der sprach, er habe vor Sonnen-Untergang fünf grosse Schiffe auf dem hohen Meer gesehen, und er glaube, sie werden an unserm Ufer landen, wenns nur nicht --

Alcimna. Aber --- sie mögen immer an unserm Ufer landen. Du vergissest ja immer zu gehen.

Milon. So seyd denn allein. (Er geht.)

Vierter Auftritt.

Evander, Alcimna.

Alcimna.

Ist er auch gewiß weg, der Schwazhafte? (Sie sieht sich um.) Ja; und sollt' er auch hinter jenem Gebüsche noch horchen, was hinderts mich, mein Geliebter! dir's zu sagen, daß nach deiner Gegenwart mich mehr verlangt hat, als die Zeisig zu ihren Jungen zurük-verlangt, wenn ein muthwilliger Knab auf dem Felde sie fieng; er mag ihr liebkosen wie er will, so sizt sie traurig da, und lauert wie sie entwischen könne; sie flieht mit nicht begierigerer Eile ihren Jungen zu, als ich dir zuflog, da Milon mich auffieng, und ich ihm entwischte.

Evander. O meine Geliebte! wie bin ich beglükt, daß du so mich liebst! Als ich hieher gieng, an jenem Rosen-Zaun vorbey, siehe, da fand ich diese Rosen, so neben einander gewachsen, und Brust an Brust

zugleich aufgeblühet. Vereint streuen sie die süssen Gerüche umher, vereint werden sie verwelken. Pflanze, meine Geliebte! pflanze dieß Bild unsrer Liebe vor deinen Busen.

Alcimna. Ja, ich pflanze sie vor meinen Busen; sieh! wie schön sie stehen. So blüheten wir neben einander auf.

Evander. So vereint wollen wir unsre Stunden leben; sie werden lieblich seyn wie Rosen-Gerüche.

Alcimna. So werden wir neben einander verblühen. Aber sage mir, hast du mich lang erwartet?

Evander. Nein; aber mir ist, wenn ich dich nicht sehe, jede Minute viel zu lang.

Alcimna. Ich war recht erschroken, als ich, da ich dort bey jenen Buchen vorüber hüpfte, den Milon fand; er war mir so werth, wie die Hummeln den Bienen sind. Er stand da mitten im Weg. Jedes Mädchen, sprach er, das diese Strasse gehen will, muß mir hier einen Kuß geben; so laß mich doch gehen, sprach ich unwillig, aber er hätte mich bis izt nicht gehen lassen; sieh, sprach ich

da, wem gehört wol jene weisse Kuh, die dort im Sumpf wattet? die hat sich gewiß verirret; und da er hinsah, da hüpft ich hinter ihm weg, und ich war schon weit, noch eh er den Betrug gemerkt hat; und da lief der beschwerliche Mensch mir nach. Aber du stehest so tiefsinnig da.

Evander. Ich?

Alcimna. Ja du, du staunest, als hättest du was zu sagen, das du nicht gerne sagen willst. Mache mich nicht unruhig.

Evander. Ich --- Ich weiß nicht, ob ichs sagen soll.

Alcimna. Ich werde unruhiger seyn, wenn ichs nicht weiß.

Evander. Mich machen die Zögerungen, die mein Vater immer den sehnlichsten Wünschen unsrer Liebe giebt, unruhig. Es scheint, als wich er es aus, mich allein zu sehen, und wenn er mir nicht entwischen kann, und ich ihm von unsrer Liebe rede, dann scheint er bestürzt, und antwortet mit abgebrochenen Reden.

Alcimna. Mir ist bange; meine Mutter machts eben so.

Evander. Heute hat er von den Erstlingen der fünf Bäume, die er gepflanzt hat, da ich den ersten Frühling erlebte, den Göttern geopfert; ich kam von ungefehr dahin, wo er opferte, und, um seine Andacht nicht zu stören, blieb ich im Gebüsche stehen, und da hört ich ihn so zu den Göttern beten: Ihr gutthätigen Götter höret mein Gebet, und nehmet dieß mein Opfer gnädig an. Seyd gnädig meinem Sohn, und laßt die wunderbaren Schiksale, die auf ihn warten, glüklich seyn! Er betete noch mehr, aber ein Wind machte die Blätter des Gebüsches rauschen; und da verstand ich nichts mehr.

Alcimna. Ich erstaune; wie sehr wünsch ich, daß die Götter sein Gebet erhören!

Evander. Was auch für Schiksale auf mich warten, die Götter geben, daß es gute sind! so wird deine Liebe allein mich zum Glüklichsten machen.

Alcimna. O mein Geliebter! laß trau=

rige Gedanken uns nicht unruhig machen; laß uns ein Unglük nicht trübe Stunden machen, das vielleicht nimmer kommen wird. Ermuntre dich, lache mich an. Höre, wir wollen das Lied singen, das wir so gegen einander singen.

Evander. Bey dir vergeß ich jeden Gram. Fang an; du singest zuerst.

Alcimna. Nun, ich fang an:

Was bin ich, mein Geliebter!
Was ohne dich?
Was ohne Thau und Sonne
Die Blüthen sind.
Sie trauern da, und sterben,
Der Frühling traurt;
Und Munterkeit und Freude
Fliehn von der Trift.

Evander.

Mir ist, mir ist die Liebe,
In deinem Arm,
Was Morgen-Thau und Sonne
Den Blüthen sind:

Sie schmüken jede Staude,
Der Frühling lacht;
Und Munterkeit und Freude
Umhüpft die Trift.

Beyde.

Ich will dich ewig lieben,
Das schwör' ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört, Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör' es bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!

Alcimna.

Wie wenn der öde Winter
Mit Frost und Schnee
Die kleine Biene traurig
Zur Zelle jagt;
Wie sie da sizt und trauert
Den Winter durch;
So traur ich, bist du ferne,
Die Stunden durch.

Evander.

Wie wenn zu traur'gen Zellen
Die Sonne stralt,
Und dann, erwacht, die Biene
Zur Öffnung eilt;
Wie sie des Frühlings Wonne
Entzüket sieht,
So, seh' ich deine Wonne,
Bin ich entzükt.

Beyde.

Dich will ich ewig lieben,
Das schwör' ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört, Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör' es bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!

Fünfter Auftritt.

Milon, die Vorigen.

Milon.

Ihr habt das Lied fürtrefflich gesungen.

Alcimna. Wie! Du bist schon wieder da? Oder du bist niemals weggewesen? Das wär' artig.

Milon. Ja, ich bin weggewesen; nur hab ich das lezte Stük euers Lieds noch gehört.

Alcimna. Aber was willst du denn, Ungestümer?

Milon. Ich komm aus Liebe zu dir zurük; ihr singet da, und sagt euch tausend Sachen, und merket nichts von allem, was um euch her geschieht; hörtet ihr denn dieß Gewimmel nicht?

Evander. Was denn?

Milon. Die Schiffe, von denen Asphalion sagte, haben wirklich gelandet.

Alcimna. Nun, und was geht uns das an?

Milon. Nichts, wenn ihr meiner nur spotten wollt.

Evander. So sag nur.

Milon. Ich habe nichts zu sagen.

Alcimna. Du bist empfindlich; so sag nur.

Milon. Sie sind ans Ufer gestiegen, und gerade neben diesem Gebüsch, dort, unter den Linden-Bäumen, schlagen sie Gezelte auf. Ich wollt's euch sagen, damit ihr nicht überfallen werdet, wer weiß was sie hier wollen? ihr werdet hier nicht sicher seyn.

Alcimna. Deine Sorgfalt ist gut, Milon! wahrhaftig ich bin ganz erschroken; laß uns gehen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

(In der Entfernung sieht man Zelten unter den Bäumen.)

Pyrhus, Arates.

Pyrhus.

Wie sehr bin ich ungeduldig, meinen Sohn zu sehen! Die Jahre der Gefahr sind nun vorbey. Achtzehn Jahre, so befahl das Orakel, soll ich ihn unbekannt bey den Hirten lassen. Und dieß ist nun der achtzehnte Frühling, seitdem ich ihn versandt habe, ein junges Kind, schön, wie man die Liebes-Götter mahlt. Ich hoffe, an ihm einen Sohn zu finden, der die sanften Eindrüke von Tugend und Billigkeit unverderbt behalten hat.

Arates. Ich selbst bin ungeduldig, unsern Prinzen zu sehen. Wie sehr sind wir glüklich, wenn wir beyde unsre Kinder in

erwünschtem Zustand finden! Ich habe, du weißt es, auf Eingeben eines Traumes, meine Tochter in diese Gegenden gebracht; es ist nun sechszehn Jahre. Da ich, eh ich mit dir zu Schiffe gieng, meinen Haus-Göttern opferte, da gaben sie mir ein zweytes Gesicht, das meinem Hause Freude vorher verkündigt.

Pyrhus. Die Götter geben, daß alles beglükt sey! Zwar, vielleicht wird er ungern diese Ruhe in dem Schoosse der einfältigen Natur, und diese stillen Schatten verlassen. Die Eindrüke, die diese Anmuthsvolle Gegend auf mich macht, sind so lieblich, daß es scheint, meine Seele empfind es, daß der Aufenthalt bey der einfältigen schönen Natur unserm Wesen der angemessenste und zuträglichste sey; sie empfindet hier dasjenige, was man empfindet, wenn man nach langer beschwerlicher Entfernung den väterlichen Boden wieder findet.

Arates. In der That, unsre Lebens-Art ist so sehr von der ersten Einfalt unterschieden, und hat so viel fremdes an sich

genommen, daß es wunderbare Eindrüke auf den machen muß, der mit einmal in dieselbe hineingeführt wird, und nicht, von seiner ersten Jugend an, jene edle Einfalt verkennen gelernt hat.

Pyrhus. Es ist nun schon eine Stunde, daß ich ihn erwarte; dort kömmt jemand durchs Gebüsche, ein schöner Jüngling, so schön, daß in mir der Wunsch entsteht, daß der mein Sohn seyn möchte. Er kömmt gerade auf uns zu.

Zweyter Auftritt.

Evander, die Vorigen.

Evander.

Seyd mir gegrüßt, meine Herren!

Pyrhus. Sey uns gegrüßt, junger Hirt! Führen dich Neugierde oder Geschäfte zu uns?

Evander. Ja nun; es ist uns immer etwas wunderbares, Leute aus den Städten zu sehen. Aber sagt mir, ihr Herren,

seyd ihr nicht mit dem Fürsten aus Zirta hieher gekommen, der gestern an unserm Ufer gelandet hat?

Arates. Ja.

Pyrhus. Gewiß, du willst deine schlechte Lebens-Art verlassen, und mit uns nach der Stadt gehen?

Evander. Ich? Ha! ha! Das laß ich wol bleiben. Ich war als kleiner Knabe nur einmal in der Stadt, in Delphi. Ich war erstaunt über alles, was ich da sah; aber ich möchte doch unsre schöne Gegend nicht an die Stadt vertauschen, wo man so viele Strassen vorbeylaufen muß, um in das freye Feld zu sehen.

Pyrhus. Du bist einfältig, du wirst dich leicht daran gewöhnen.

Evander. Ich würde mich schwerlich daran gewöhnen, unter Leuten zu wohnen, die ganz andre Sitten haben, als wir. Sie lachen über uns Leute, die so einfältig sind; aber wir sind doch immer eben so glüklich, wie sie, sie haben so viel Geschäfte, um es zu seyn; wir nicht, wir sind

zufrieden mit dem, was wir haben; wir arbeiten geruhig unser Feld, und pflegen unsre Heerden, und das lohnen sie uns mit Überfluß. Sie heissen unsern Überfluß zwar Armuth, aber sie sind wunderlich. Nein, in die Stadt möchte ich wol nicht gern wieder gehen. Als ich da war, da stand ich da, und gafte die grossen Häuser an, die groß sind wie Berge; und doch sind die Leute aus der Stadt meist kleiner, als wir sind; da lachten die Leute meiner, die bey mir vorübergiengen; noch mehr, wenn ich sie das und jenes fragte. Du junger Hirt, sagte einer, kannst du auch singen? Ja, sagt' ich, ich kann singen, und da hub ich mein bestes Lied an, daß es weit umher ertönte; da sammelten sie sich um mich her, und spotteten meiner, und ich singe doch gut, das gestehen mir alle Hirten. Auch die Mädchen da sind unfreundlich; wenn ich sie freundlich grüßte, dann giengen sie bey mir vorüber, als sähen sie mich nicht; wie man bey einem Stein vorübergeht, der an der Strasse ligt; und sie sind doch lange

nicht so gesund und schön, wie unsre Mädchens sind.

Pyrhus. Aber wenn du mich liebtest, wie ich dich liebe, dann würdest du mir gerne folgen.

Evander. Ich liebte dich, sobald ich dich sah. Aber sollt' ich meinen alten Vater, den ich auch liebe, Hülf-los zurüklassen, und mit dir nach der Stadt gehn? Mein Vater hat mit zärtlicher Sorgfalt meine Jugend gepflegt, sollt' ich nicht mit dankbarer Sorgfalt sein Alter pflegen? Bleibet ihr bey uns, ihr Herren, ihr sollt das Beste haben, das unsre Bäume und unsre Heerde geben. Aber ihr machet mich so vieles schwazen, und indeß sagt ihr mir nicht, wo ich den Fürsten finde.

Arates. Aber sag uns, was sind deine Geschäfte?

Evander. Mein Vater sendet mich zu ihm, ich soll ihm diese Früchte bringen; ich mußte sie von den Bäumen brechen, die er vor achtzehn Jahren gepflanzt hat! in dem Frühling, sagt' er, da ich ein Jahr

alt war. Sie sind reif, und süß wie Honig. Wo werd' ich ihn finden?

Pyrhus. Götter! So alt ist mein Sohn! Sein Pflege-Vater müßte die Bäume gepflanzt haben in eben dem Frühling, da ihm das Kind übergeben ward. Arates! o wenn er es selbst wäre!

Arates. Deine Muthmassung hat Wahrscheinlichkeit. Welch andrer Hirt sollte dir Früchte senden?

Evander. Aber sagt mir doch endlich einmal, wo ich den Fürsten finde. Ich muß gehen, ich habe noch vieles zu thun bey der Heerde und im Baum-Garten, und mein Mädchen erwartet mich am Bach'.

Pyrhus. So wisse denn, Jüngling! daß ich es bin, den du suchest.

Evander. Du bist der Fürst aus Krissa?

Pyrhus. Ja, ich bin es selbst; aber wo ist dein Vater, und wie heißt er?

Evander. Mein Vater wohnt dort hinter'm Hain', und heißt Lamon.

Pyrhus. (Zum Arates.) O mein Freund! Ich kann mich kaum enthalten, ihn zu um-

armen. Auch der Name seines Vaters trifft ein.

Arates. Bald zweifle ich selbst nicht mehr.

Evander. Ha! Da kömmt mein Vater selbst.

Dritter Auftritt.

Lamon, ein Bedienter des Pyrhus, die Vorigen.

Bedienter. (Zum Pyrhus.)

Mein Herr! das ist der Mann, dem vor achtzehn Jahren dein Sohn anvertraut worden.

Pyrhus. So seyd ihr es, mein Freund, dem vor achtzehn Jahren ein junges Kind übergeben worden?

Lamon. Ja, mein Herr! Ich bin's; und dieser Jüngling ist es, der euch die Früchte überbracht hat. Sie sind von den Bäumen, die ich in dem Frühling' gepflanzt habe, da mir das Kind übergeben ward;

und das ist die verschlossene Schrift, die man mir mit ihm übergab.

Evander. Götter, was hör' ich!

Pyrhus. Es ist untrüglich wahr, umarme mich, du bist mein Sohn! umarme deinen glüklichen Vater. (Sie umarmen sich.)

Evander. Sey mir gesegnet, mein Vater!

Pyrhus. Ja, ich bin dein Vater! auf Befehl der Götter hab' ich dich, als kleines Kind, aus meinen väterlichen Armen versandt, und diesem Mann deine zarte Jugend vertraut.

Evander. (Zum Lamon.) Und, du bist mein Vater nicht! O! ich werde dennoch Vater dich nennen, dich, der mich so zärtlich geliebt hat.

Pyrhus. Habt Dank ihr Götter! daß ihr meinen Sohn so gnädig erhalten, so gütig mir wieder geschenkt habt! Du mein Freund, wie werd' ich deine zärtliche Sorge für ihn dir belohnen können?

Lamon. Den Göttern sey's gedankt, die alles so zum Glüke leiten; meine Sorge

für ihn wird mir belohnt seyn, wenn er mich immer liebt, und wenn er glüklich ist. Ich bedarf nichts von allem, das du mir geben könntest.

Pyrhus. Glükliche Leute, die so wenig bedörfen! Aber, Arates! ich will meine Freude nicht zu lange geniessen, ohne dafür den Göttern zu danken; laß uns eilen, ihnen ein Opfer zu bereiten. Du mein Sohn! bald, bald werd' ich dich wieder sehn; bleibe hier; mein begieriges Gefolge wird kommen, ihren gefundenen Prinzen zu sehn.

Vierter Auftritt.

Evander, ein junger Herr.

Evander.

Götter! das ist wunderbar, ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, ich bin ganz verwirrt. Am liebsten möcht ich wol zu meiner Alcimna gehn, und ihr sagen, was mit mir vorgegangen ist. Allein, ha! da

kömmt schon jemand. Wer ist der, der so zu mir herhüpft?

Junger Herr. Erlaube, mein Prinz! mit dem feurigsten Eifer dir meine Freude zu bezeugen.

Evander. Was freut dich so sehr, mein Freund?

Junger Herr. Daß endlich der strenge Wille des Orakels erfüllt ist, und du aus der niedrigen, gleichförmigen, ekelhaften Lebens-Art erlöst wirst, in der du durch ein zu strenges Schiksal deine erste Jugend verlohren hast.

Evander. Den Göttern seys gedankt, die es so gefügt haben. Ich werde die Anmuth meiner jugendlichen Tage nimmer vergessen. Diese angenehmen Geschäfte! diese unschuldigen Freuden!

Junger Herr. Unschuldige Freuden! Ha! ha! ha! O Prinz! du weißt noch nicht, was Freuden sind. Komm in die feinere Welt, da wirst du sie finden. O! ich würd es den Göttern nicht danken, wenn sie mich so zu den Hirten verweisen wollten.

Evander. Der Aufenthalt in diesen angenehmen Gegenden ist dir also sehr verächtlich?

Junger Herr. In ausgesuchter Gesellschaft mag es da wol angehen!

Evander. Die schöne abwechselnde Natur macht dir also keine Freude?

Junger Herr. Die mag angenehm seyn, wenn man keine bessern kennt.

Evander. Wenn das Morgen-Roth die schöne Gegend erhellet, und dann jede Pflanze, jeder Vogel neues Leben gewinnt, da empfindest du keine Freude?

Junger Herr. O das Morgen-Roth! das hab ich noch niemals gesehen.

Evander. Dich wird kein Hirt um deine Freuden beneiden.

Junger Herr. Das glaub ich wol, sie sind für die feinen Freuden nicht gemacht.

Evander. Aber sag mir noch; Wer bist du?

Junger Herr. Ich bin ein junger Herr vom Hofe.

Evander. Und was sind deine Geschäfte da?

Junger Herr. (Für sich.) Ich glaube, er meynt, man müsse wenigstens hinterm Pflug gehn. (Zu Evandern.) Meine Geschäfte! sind prächtige Kleider, Gastereyen, Tanzen, Erfindung neuer Freuden, beständige Besuche bey unsern Schönen ‒ ‒ ‒

Evander. Sonst nichts?

Junger Herr. Sonst nichts, Götter! Was sollt' ich auch sonst zu thun haben?

Evander. Wir hier, wir sind einfältig; wir heissen Geschäfte, das, womit wir uns oder andern nüzen; und auch diese geben uns Zufriedenheit und Freude; wir lieben die nüzliche Biene mehr, als den Schmetterling; er mag auch noch so schön gepuzt seyn.

Junger Herr. (Für sich.) Götter! wie niedrig denkt unser Prinz! wie riecht er nach der Heerde! (Zu Evandern.) Leute von niedrer Art mögen sich ihr Leben immer sauer werden lassen; wir Leute von Stand geniessen unser Leben. Beständige Abwechslungen las-

sen dergleichen schwerfälligen Betrachtungen keinen Zutritt. Es mögen sich andre bey den öffentlichen Spielen ihre Glieder verrenken, und auf der Renn-Bahn ihr Leben wilden Pferden anvertrauen; Leute von meiner Lebens-Art lieben ihren Leib mehr. Wir haben das Vorrecht, daß unser Leben ein angenehmes Müssig-seyn ist. Wir flattern von einer Freude zur andern, und von einer Schönen zur andern. Ich habe unsre Schönen schon alle in meinem Neze gehabt, und keine hat mich treu behalten können.

Evander. So müssen sie alle häßlich, oder du must so unempfindlich seyn, wie die Pflanzen im Winter.

Junger Herr. Nichts weniger als das. Sie sind schön wie die Gratien, und ich, ich bin zu empfindlich für alle Reize, als daß ich ein Mädchen allein lieben könnte. Diese Treue ist in der feinen Welt ein lächerlich Ding; immer für das gleiche Mädchen zu seufzen — — Ha! ha! ha! Ich war vor verschiedenen Jahren einmal so verliebt, aber ich weiß izt diese lächerliche Leidenschaft

zu überwinden. Das Mädchen war auch schön wie die Venus. Beym Jupiter! ich habe sie auch ein ganzes Jahr lang geliebet. Ha! ha! ha!

Evander. O einfältiger Mensch! wisse dich immer groß mit deiner Kunst, das beste Glük, das die Götter uns gewähren, aus deinem Herzen zu verbannen, und dich selbst um die besten Freuden zu betriegen. Du könntest dich eben so leicht bereden, die süsse Birne sey bitter, und die Rose gebe widrige Gerüche.

Junger Herr. Du wirst, mein Prinz! diese wunderliche Denk-Art bald selbst lächerlich finden, die eine so niedrige Erziehung dir gab.

Evander. Das wollen die Götter verhüten! Eh wird der Apfel-Baum zum unnüzen Dorn-Gebüsch werden.

Junger Herr. Ich muß gehen, mein Prinz! laß mich dir empfohlen seyn.

Evander. Du magst immer gehen; deine Reden gefallen mir nicht.

Junger Herr. (Indem er weggeht.) O

Götter! wie er lächerlich ist! wie einfältig! Schade, daß man ihn der Heerd' entzieht!

Fünfter Auftritt.

Evander, ein Officier von der Leibwache des Fürsten.

Evander.

Ist dieser lächerliche Mensch weg? Ich will diesen da fragen, wer es ist, der so bewaffnet dahergeht. Wer bist du, mein Freund! mit so fürchterlichem Aussehen? Was soll der Speer in deiner Hand, und was ist das an deiner Seite?

Officier. Mein Schwerdt, Prinz!

Evander. Aber wozu schleppest du so fürchterliches Geräthe bey dir, in der Zeit der Freude? Ich würde des Mannes lachen, der den ganzen ruhigen Winter alles sein Geräthe herumschleppen wollte, das er im Sommer seinen Garten und sein Feld zu bauen braucht.

Officier. Ich bin der erste von der Leib-Wache des Fürsten, deines Vaters.

Evander. Sind denn viele so, und immer mit solchem Geräthe versehen?

Officier. Ja, es sind viele, und immer mit solchem Geräthe versehen. Ha! ha! -- Du must mir verzeihen, ich muß lachen.

Evander. Ihr müßt also in einem wilden gefährlichen Land wohnen.

Officier. Warum, mein Prinz?

Evander. Darum, weil ihr immer so auf eurer Hut seyn müßt. Ihr werdet viel Wölfe und andre reissende Thiere da haben; bey uns haben wir diese Sorgfalt nicht nöthig, es ist nur selten, daß sie unsre Heerden beschädigen; so ein Land ist für die Heerden nicht gut.

Officier. Wir leben in einem Land, wo man dergleichen Thiere nur dem Namen nach kennt.

Evander. Ihr seyd also sehr sorgfältig, daß ihr so ohne Noth euern Fürsten bewachet.

Officier. Ja, das ist auch nicht ohne Noth, Prinz! Es hat schon mancher Fürst durch sein eigen Volk sein Leben verlohren.

Wir müssen das Volk in Furcht behalten, daß es nicht in allgemeinem Aufruhr gegen seinen Fürsten aufsteht.

Evander. Aber das muß ein böses Volk seyn, bey dem ich nicht leben möchte. Ists nicht so, wie wenn man den Vater gegen seine eigenen Kinder schüzen müßte? Oder giebt es vielleicht so böse Fürsten, daß sie ihr Volk zu solchem Zorn aufreizen?

Officier. Freylich, und was hat das Volk auch da zu sagen? Es sind viele Fürsten, die keine andern Geseze als ihren eigenen Willen und ihre Leidenschaften haben; die mit dem Volk und mit seinem Vermögen so umgehen, daß es endlich, zur Raserey gebracht, frech genug ist, seinen Fürsten umzubringen.

Evander. O Götter! in was für ein Land wollt ihr mich führen! Und ihr seyd also diejenigen, die, wenn ein Fürst böse ist, das geplagte Volk in Furcht erhalten? Mir schauert; ich versteh die abscheuliche Sache nicht. Es ist also, wie wenn ein wütender Wolf unsre Heerden würde anfallen,

und es wären Leute da, die sich anmaßten, diejenigen abzuhalten, die das Ihrige retten wollten. Aber mein Vater wird euch doch nicht darum bey sich haben.

Officier. Nein; aber wir sind auch nicht allein darum da. Wenn ein Fürst sein Land erweitern will, dann ziehen wir in das benachbarte Land; dann kommen eben so viele oder noch mehr eben so bewaffnete Männer; man steht in guter Ordnung gegen einander, und schlägt todt, so viel man kann; wer am tapfersten gewesen ist ---

Evander. Um Erlaubniß! Wer sind die tapfersten? Wen nennt ihr so?

Officier. (Für sich.) Götter! Ich muß lachen; ich muß wie mit einem Kind mit ihm reden; er weiß auch gar nicht, was groß und herrlich ist. (Zum Prinz.) Wer am meisten Feinde getödtet hat; wer am meisten dem Feind hat Abbruch thun können, dessen Bild wird dann zum rühmlichen Denkmal in Erz gegossen, oder in Marmor gehauen.

Evander. Das ist abscheulich. O! ich mag weiter nichts wissen; mir schauert!

nur eins noch; mein Vater ist doch so grausam nicht?

Officier. Nein, er ist kein kriegerischer Fürst; unter ihm ist bey unserm Ehrenvollen Stand wenig Ruhm zu gewinnen.

Evander. Und du beklagst es noch? O Götter! Ruhm und Ehre erlangt man, wenn man beleidigte Menschen erwürgt; bey uns würde man denjenigen verabscheuen, der seinen Nachbar auf seinem Felde überfiele, um das für sich zu haben; und das ist doch gegen jenem ein kleines.

Officier. Ja, im Kleinen geht das auch nicht an; so einer muß ohne Gnade aufgehangen werden.

Evander. O ich verlasse dich! was du mir da sagst, erfüllt mich mit Abscheu; ich will niemand mehr fragen, niemand mehr sehen. Aber, Götter! da steht schon wieder ein andrer.

Sechster Auftritt.

Evander, ein Andrer vom Hofe.

Der Andre.

Erlaube, gnädigster Prinz! (Er wirft sich vor ihm auf die Erde.)

Evander. Das ist ein wunderlicher Mensch. Was willst du? Suchest du was Verlohrnes hier auf der Erde?

Der Andre. Nein, mein Prinz! erlaube mir diese Demüthigung vor dir, und - - -

Evander. Das ist wunderlich; so hat mein freundlicher Hund sich geberdet, wenn er mich lange nicht gesehen hat. Aber warum thust du das?

Der Andre. Um deiner Huld mich zu empfehlen, und dir zu sagen, daß ich von deinen getreuesten Sclaven sey.

Evander. Ein Sclave! Ich habe Mitleiden mit dir; durch was für ein Unglük bist du in dieß Elend gerathen? Wie ich gehört habe, so ist das das elendeste Schiksal, in das die Menschen kommen können.

Der Andre. Mein Prinz! Ich bin keiner von jenen elenden Sclaven, die durch Unglük oder Verbrechen ihre Freyheit verlohren haben. Es ist meine eigene Wahl; aus Ehr-Furcht für dich opfre ich meine Freyheit deinem gnädigen Willen auf; ich werde nur glüklich seyn, wenn ---

Evander. Was ich aus deinen wunderlichen Reden verstehe, so dünkts mich, du seyest ein verächtlicher Narr. Was das für Leute sind! Ich bin ganz verwirrt; ich wünsche, daß das alles ein Traum sey! Da ist einer von Ehr-würdigem Ansehen; O sage mir, Freund! ob ich wache oder träume? Ehrwürdiger Mann! an dir werd' ich doch einen vernünftigen Menschen finden.

Siebenter Auftritt.

Evander, ein Gelehrter.

Gelehrter.

Du betriegest dich nicht, Prinz! Bey mir findest du den Schlüssel zu jeder Wissenschaft.

Wer sich meines Unterrichts bedient, der wird gelehrt und Ehren-werther als ein König seyn.

Evander. Wie sehr erfreu ich mich, dich gefunden zu haben! Du kennest also auch die Wissenschaft, wie man das Feld bauen soll, und die Pflege der Pflanzen?

Gelehrter. Nein.

Evander. Wie die Heerden sollen gewartet, und ihre Krankheiten geheilet werden?

Gelehrter. Auch das nicht.

Evander. Du kennest also auch nicht die heilsame Wirkung der Kräuter?

Gelehrter. Nein.

Evander. Vielleicht sind die Musen dir besonders gewogen, und du dichtest schöne Gesänge, die das Gemüth der Menschen erquiken?

Gelehrter. Wie! Ich sollte ein Poet seyn? Götter! das ist das lächerlichste Geschlecht unter den Menschen!

Evander. Das ist wunderbar! So kennst du der Menschen Thun und Lassen, und

was ihnen gut ist, wenn sie sollen glüklich seyn?

Gelehrter. Ich habe mich niemals mit Kleinigkeiten beschäftigt.

Evander. Was weissest du denn, das besser ist, als dieses alles?

Gelehrter. Ich rechne den Sternen ihren Lauf aus; ich kenne Sprachen, die entfernte Nationen reden; ich habe berechnet, wie viele Sand-Körner auf einer Meile Landes ligen, und hab' erst vor kurzem noch einen neuen Flek im Mond entdekt, den Endymion selbst nicht gekannt hat.

Evander. O ihr Götter! Nun will ich entfliehen! O laßt mich! laßt mich! Ich werde mich Tage lang nicht wieder von meiner Verwirrung erholen.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Chloe, Alcimna, ein Bedienter des Arates.

Alcimna.

Sieh, Mutter! da sind die Gezelte. Mir ist recht bang, zu solchen Leuten zu gehn.

Chloe. Ja, da sind wir; fasse nur Muth; die Herren aus der Stadt sind freundlich mit den Mädchen.

Alcimna. Eben darum.

Bedienter. Bleibet nur hier; ich will zu meinem Herrn ins Gezelt gehn und eure Ankunft melden. (Er geht.)

Alcimna. Aber, mein Kranz steht doch recht? Du liessest mir nicht einmal Zeit, einen frischen zu flechten, oder in der Quelle zu sehen, ob er gut steht. Die Herren werden sagen, ich sey - - -

Chloe. Ich muß lachen. Es ist doch den

Mädchen wie angebohren, daß sie allem gefallen wollen, was nur Augen hat.

Alcimna. Nun, ja, wenn ich nur meinem Hirten gefalle. Aber sage mir ---

Chloe. Ja, mein Kind! er steht dir ganz gut.

Alcimna. Aber, was haben wir auch hier zu thun, sage mir? Ich wollte, daß es schon geschehen wäre.

Chloe. Du wirst hier Sachen vernehmen, die dich in Erstaunen sezen, mein liebes Kind! Du wirst diese Gegenden und meine Hütte bald verlassen.

Alcimna. O Götter! Das werd ich nicht; wie du mir bang machst!

Chloe. Du wirst mit diesen Herren nach der Stadt gehen, mein Kind!

Alcimna. Das werd ich nicht. Laß mich fliehen, ich will an dem wildesten Ort mich vor diesen Leuten verbergen; komm, eh jemand kömmt, oder ich entfliehe allein.

Chloe. So warte doch.

Alcimna. Um der Götter willen! laß mich!

Chloe. So höre doch, was ich dir zu sagen habe: Du wirst hier deinen wahren Vater finden.

Alcimna. Wie? meinen Vater finden!

Chloe. Ja. Ich bin deine Mutter nicht, wenn ich dich gleich mehr liebe, als wenn du mein eigen Kind wärest.

Alcimna. Und du kannst so grausam seyn, und das sagen!

Chloe. Ich bins nich', mein Kind! Du bist von hohem Hause aus der Stadt. Es ist nun sechszehn Jahre, daß eben der Mann, der uns hieher führte, dich zu mir gebracht hat, weil ein Traum es deinem Vater befohlen hat; izt ist er hier, um dich abzuholen.

Alcimna. Götter! wie sezest du mich in Erstaunen, ich bin ganz verwirrt; aber es muß wahr seyn; warum solltest du ein so wunderliches Spiel mit mir haben? Wenn dieß alles so ist, so mußt doch du und Evander mit nach der Stadt gehen. Nicht wahr, ihr gehet mit? Sonst werd ich nicht gehen! Gewiß nicht! Sieh, dort kommt jemand aus jenem Gezelt, ein Herr in glänzendem Klei-

de. Wie er so freundlich ist! Mein Herz pocht. Wenn einer hier mein Vater seyn soll, so wünsch ich, daß es dieser sey.

Zweyter Auftritt.

Arates, Bedienter, zwo Aufwärterinnen, die Vorigen.

Arates. (Indem er aus dem Gezelt geht.) Du, mein Getreuer! sollst so wichtige Dienste nicht umsonst gethan haben. Es ist also gewiß das Weib, der du das Kind übergabest.

Bedienter. Ganz gewiß, mein Herr! Ich hätte noch ihre Gesichts-Züge gekannt, wenn sie mir auch den Ring nicht mehr hätte aufweisen können, den ich dir übergeben habe. Auch ist deine Tochter so liebenswürdig, daß du sie gern dafür erkennen wirst. Dort steht sie.

Arates. (Geht auf sie zu.) Seyd mir gegrüßt, o sey mir gegrüßt, meine Tochter! bestes Geschenke der Götter! Umarme mich, geliebtes Kind!

Alcimna. Du bist mein Vater! das sagt mir mein aufwallendes Herz.

Arates. Ich glüklicher Vater! o welche Freude!

Alcimna. O mein Vater!

Arates. Den Göttern sey's gedankt, die alles so zum glüklichen Ende leiten! O geliebtes Weib! wie wol war deine Sorge angewandt!

Chloe. Mein Herr! Die Götter haben meine Mühe gesegnet; ich übergebe dir die liebens-würdigste Tochter.

Arates. O wie die Unschuld der Sitten und des Herzens so schön ist! Weib! deine Sorge soll nicht unbelohnt bleiben. Noch einmal, umarme mich, geliebtes Kind!

Alcimna. Ich umarme dich, geliebter Vater!

Arates. Chloe mag izt zu Hause ihre Geschäfte besorgen, bis ich sie wieder rufen lasse; ich eile zum Fürsten, ihm meine Freude zu sagen. Indeß, mein Kind! bleibe du bey diesen, die ich zu deiner Bedienung mit-

genommen habe; ich werde dich bald in unserm Gezelt wieder finden.

Chloe. Lebe wol, meine Tochter! Ich werde dich immer so nennen. Ich will izt nach meiner Hütte gehen.

Alcimna. Lebe wol, meine Mutter! Aber verlaß mich nicht für lange. Nicht wahr, du kömmst bald wieder zurük?

Chloe. Ich werde nur meine wenigen Geschäfte besorgen - - -

Dritter Auftritt.

Alcimna, zwo Aufwärterinnen.

Erste Aufwärterin.

Wie sind wir glüklich, daß wir es sind, die man zu deinen Diensten bestimmt hat!

Zweyte Aufwärterin. Ja wahrhaftig glüklich, wenn du uns mit deiner Gewogenheit ehrest.

Alcimna. Ihr seyd sehr gutherzig, daß ihr mir so sehr gewogen seyd, da ihr mich

doch nur den Augenblik zum erstenmal sehet, ihr Jungfern!

Erste Aufwärterin. Wir sind ganz allein zu deinen Befehlen da; dazu hat dein gütiger Vater uns bestimmt.

Alcimna. Aber wenn ich auch alles ausdächte, so wüßt' ich doch izt nichts zu befehlen. Wie kann einer Person so viel fehlen, daß zwo nur dafür bey ihr seyn müssen, um ihr zu gehorchen? entweder müssen die gar nichts zu thun haben, als sie anzugaffen, oder die andre muß sehr unruhig und wunderlich seyn.

Zweyte Aufwärterin. Ein vornehmes Frauenzimmer muß sich niemals als nur mit Artigkeiten beschäftigen; das übrige kömmt immer uns zu. Dein Blik befiehlt, und wir fliegen; es giebt immer tausend Kleinigkeiten, die man zu befehlen hat.

Alcimna. Das begreif ich nicht. Ich muß lachen. Das wäre so, wie wenn ich ein Veilchen haben wollte, das ich neben mir blühen sähe, und, statt es mit kleiner Mühe selbst zu brechen, müßt' es meine Gespielin thun.

Erste Aufwärterin. Ja so ists, und wenn das Veilchen auch noch so nahe wäre.

Alcimna. So unverschämt und so träge kann ich nimmer seyn.

Zweyte Aufwärterin. Erlaube, daß ichs dir sage; du mußt die einfältigen Sitten an die Sitten der Höfe vertauschen. Ein Frauenzimmer von Stande muß seinem Stande gemäß leben. Fürhin werden wir dich nimmer verlassen, um dir Lehren zu geben.

Alcimna. Aber --- mir däucht, die einfältigen Sitten, so wie wir sie hier haben, sind darum bequemer und darum auch besser, weil sie sich von selbst geben, und nicht so mühsam müssen gelernt werden, wie wenn man einen Vogel einen fremden Gesang lehren will. Sagt mir noch was von den Sitten der Stadt; ich fürcht', ich fürchte, sie werden mir sehr beschwerlich seyn.

Zweyte Aufwärterin. Am Morgen, wenn du erwachest, und das ist, wenn der Mittag kömmt --- (ein Frauenzimmer von Stande erwacht nicht mit den Handwerks-Leuten ---)

Alcimna. Wenn der Mittag kömmt? Ich sollte also den muntern Morgen-Gesang der Vögel nicht mehr hören, und die Sonne nicht mehr aufgehen sehn? das wäre mir artig!

Erste Aufwärterin. O! daß sind Kleinigkeiten, über die vornehme Leute lachen.

Alcimna. Das ist närrisch geredet, ihr Jungfern! Das wird mir eine artige Lebens-Art seyn, wenn sie sich schon so schön anfängt. Nun weiters.

Zweyte Aufwärterin. Darnach werden wir beyde da seyn, und dich ankleiden; und das muß Anstands halber mehr als eine Stunde dauern; und du wendest denn das übrige des Vormittags an zum Ausbessern.

Alcimna. So muß mir das eine wunderliche Kleidung seyn, wenn ich zwo Gehülfinnen haben muß, um in einer Stunde nicht fertig zu werden. So wie ich hier bin, bin ich doch so reinlich und so gut gekleidet, als irgend ein Mädchen auf dieser Trift;

und ich habe mir doch alle Morgen in der Quelle mein Gesicht gewaschen, die Haare aufgebunden, und frisch aufgeblühete Blumen vor den Busen und in die Haare gepflanzt; und doch war ich allemal fertig, wenn die Sonne kam.

Erste Aufwärterin. Das steht den Mädchens vom Lande gut.

Zweyte Aufwärterin. Nach diesem wirst du Besuche annehmen; wenn du nach der Stadt kömmst, wirst du das Gespräch aller Gesellschaften seyn; die ganze Jugend des Hofes wird sich zudrängen, die neu Angekommene zu sehen; man wird dir tausend Lustbarkeiten anbieten, Music, Tanz, Gastereyen, alles, alles was die Wollust erfinden kann.

Alcimna. Nun, die Leute sind sehr gefällig; aber sie werden mir doch zur Last seyn, wenn ich immer soll was sie wollen, und nicht kann was ich will.

Erste Aufwärterin. Deine Schönheit wird eine Menge Liebhaber anloken; da, bemerke das, mußt du, gegen alle ge-

fällig, keinen zu viel hoffen lassen; je mehr schmachtende Liebhaber ein Frauenzimmer hat, je beneidens-werther ist sie. Bedenke, wie schmeichelhaft das ist, wenn einer den andern an Wiz, Pracht und Eifer, dir Vergnügen zu machen, zu übertreffen sucht. Das sind für eine Schöne die beneidens-würdigsten Tage.

Alcimna. O! für mich werden sie es nicht seyn; nein, gewiß nicht!

Zweyte Aufwärterin. Warum? Das dünkt dich nicht angenehm, von allen jungen Herren angebetet, und von allen Schönen beneidet zu seyn?

Alcimna. Nein, das dünkt mich nichts weniger als angenehm, weil ich mich nicht verstellen kann, und mich nicht verstellen will; weil ich niemanden kann glauben lassen, ich sey ihm gewogen, dem ich doch nicht gewogen bin; und weil mir die schmachtenden Herren alle zur Last seyn werden, weil ich keinen andern lieben kann, als den ich wirklich liebe.

Zweyte Aufwärterin. Wie! du liebest schon?

Alcimna. Ja, ja, ich scheue mich nicht, es zu gestehen; einen Hirten lieb ich, den lieb ich ohne Verstellung über alles, und er liebet mich auch über alles. Er ist schön wie die aufgehende Sonne, und angenehm wie der Frühling. Wie er, singt kaum die Nachtigal ‒ ‒ ‒

Erste Aufwärterin. Ha! ha! ha! Verzeihe, wir müssen lachen; verzeihe, gnädige Gebieterin! du wirst nicht lange in der Stadt seyn, um einen Hirten zu vergessen. Du wirst, ich wette, in kurzem über dich selbst lachen, wenn du die muntre Jugend der Stadt erst gesehen hast, ihren Wiz, ihre Artigkeit. O wie leicht wird es dir seyn, einen einfältigen Hirten zu vergessen! Ihm wird der Verlust nimmer ersezt werden; wie wird er in einfältigen Tönen den Bäumen seine Schmerzen klagen!

Alcimna. Lachet nicht; ich beschwör euch! Eh ich ihn vergesse, werd ich mein selbst vergessen. Weg mit euern unerträglichen Artigkeiten! Ihn werd ich lieben, ihn

allein. Ja, du Geliebter! eh sollen diese Bäume verderben, ehe die Wiesen verdorren, eh soll dein erquikendes Licht erlöschen, du Sonne! eh ich ihm ungetreu werde. Ja, du Geliebter! ich schwör es dir ---

Erste Aufwärterin. Schwöre nicht; dein Vater wird nicht zugeben, daß du deine edle Geburt so verschmähest.

Alcimna. (Zornig.) Was ist das! Edle Geburt? Ist nicht jede ehrliche Geburt edel? O! ich versteh eure wizigen Lehren nicht, die so wenig natürlich sind; und ich will sie auch nie verstehen. Mein Vater! ich weiß es, er ist billiger; er wird nicht wollen, daß ich verlasse was ich am meisten liebe, und liebe was ich hasse. Mit Unwillen verlaß ich euch, ihr stillen Schatten! angenehme Gegenden! angenehme, unschuldige Geschäfte! euch an jenes Gewimmel zu vertauschen; aber ich verlaß euch, einem geliebten Vater zu folgen. Er wird mich hier nicht gesucht haben, um mich unglüklich zu machen; und das würd ich seyn; unaussprechlich müßt ichs seyn, wenn er von dir mich

trennen wollte, den ich unendlich liebe. O! macht mir nicht bange, meine Freundinnen! Nicht wahr, er wirds nicht thun?

Zweyte Aufwärterin. (Bey Seite.) Sie wird nicht wollen mit nach der Stadt gehen, wenn man ihr alle Hoffnung raubt; sie ist zu sehr verliebt, das gute Kind! (Zu Alcimna.) Dein Vater war immer gütig; ich hoff' es selbst.

Alcimna. Ich hoff' es nicht nur, ich glaub es; wenn ich ihn sehe, dann will ich mit Thränen ihn umarmen, ich will so fest ihn umschlingen, wie das Epheu den Stamm umwindet; dann will ich ihn flehen und weinen, und gewiß --- Doch laßt mich gehn; mein Hirt wird recht ungeduldig seyn, daß ich so lange nicht komme.

Erste Aufwärterin. Aber erlaube; du wirst ihn izt noch nicht sehen können.

Alcimna. Wie! noch nicht sehen können?

Erste Aufwärterin. Nein.

Alcimna. O laßt mich doch! Warum sollt ich ihn nicht sehen können?

Zweyte Aufwärterin. Wir haben Befehl, dich in dein Gezelt zu führen, um dir deinem Stande geziemende Kleider anzuziehen.

Alcimna. Aber das wird mich zu lange aufhalten; ihr müßt mir versprechen, daß es keine Stunde dauern soll.

Zweyte Aufwärterin. Nur wenige Augenblike.

Alcimna. Nun denn, geschwind! oder - - -

Vierter Auftritt.

Evander. (In fürstlichem Kleide.)

Wie sehr werd ich aller Orten aufgehalten; was das für ein unruhiges Gewimmel ist! Wie lang ist es schon, daß ich meine Alcimna nicht gesehen habe! Schon ists Abend! und wer weiß wie lange sie schon wieder an der Quelle mich erwartet hat; ich eilte zu spät hin, und suchte sie umsonst da. Ich suchte sie in allen Schatten, die

wir unsrer Liebe geheiligt haben, umsonst. Ach daß ich sie nicht finden kann! Weiß sie wol, was in der Zeit mit mir vorgegangen ist? Weiß sie es nicht? Wie sehr verlangt mich dann, ihr alles zu sagen; ihr zu sagen, daß ich nur allein durch sie glüklich seyn kann! Ja, Geliebte! nur durch dich; in deinem Arm will ich mich aus der so wunderbaren Verwirrung erholen. Zwar mein Vater weiß noch nicht, daß ich liebe; aber warum sollt er mich auch hindern, das schönste, das beste Mädchen zu lieben? Das thut er nicht. Er wird die Schwüre nicht brechen, die ich ihr an jedem Altar' der Götter schwur; denn unter allen von fürstlichem Hause Gebohrnen ist keine liebens-würdig wie sie. Ich will sie suchen; dann soll sie ihr festliches Kleid anziehen, das weiß ist wie Schnee, und einen frischen Kranz in die geflochtnen Haare winden; dann will ich sie vor meinen Vater führen, wills ihm sagen, wie oft ich vor den Göttern ihr geschworen habe, daß ich sie immer lieben werde. Aber wird sie mir

auch willig folgen, wird es ihr nicht schmerzlich seyn, diese stillen Schatten zu verlassen? doch sie liebet mich ja, und die Begierde dem Geliebten zu folgen, überwindet jedes andre Verlangen. Izt will ich hingehen; wie wird sie erstaunen, mich in dieser Pracht zu sehen! Wie viel erfinden die Menschen! Was für Pracht hab ich in meines Vaters Gezelt gesehen! Können die Menschen so viel bedürfen? Wie wenig haben wir hier nöthig, und doch sind wir zufrieden! ich habe von dem allem nichts gemisset, und doch scheints diesen nothwendig zu seyn. Aber kann der auch glüklich seyn, dem so vieles nöthig ist? Bisher waren meine Kleider mir bequem und schön, und ein Ziegen-Fell, ganz weiß oder schön gefleckt, stand schön um meine Schultern; aber diese da schmüken sich so bunt wie die Wiesen im Frühling. Ich fürcht', ich fürchte, die Tage der Ruhe und der sanften Freude seyn bey mir vorübergegangen. Man ruft mich zu grossen Geschäften; die Götter mögen mir beystehn! Wie ich sehe, so

sind diese Menschen ganz anders beschaffen; sie suchen etwas, das sie Glük und Freude heissen, auf wunderlichen Wegen; hier finden wirs, es ist bey uns, ohne daß wirs gesucht haben. Ja, ihr stille Schatten, ihr sanft-rieselnde Quellen, liebliche Gegenden, in denen die Jahre meiner Jugend so sanft vorbeyflossen, euch verlaß ich an ein Leben, das ich nicht kenne; ihr Heerden, die ich mit wachsamer Sorge pflegte, euch verlaß ich, um, wie sie sagen, einst über Zahl-reichere Heerden von Menschen zu herrschen, die ihr Glük mir anvertrauen; das ist schön, es in seiner Macht zu haben, so vieler Glük zu besorgen; aber wird diese Last meinen Schultern nicht zu schwer seyn? O ihr angenehmsten Tage! euch werd ich nimmer vergessen. So oft ein Frühling zurükkömmt, will ich diese Gegenden besuchen; und du, Alcimna, begleitest mich dann; dann wollen wir an jeder Stätte, die uns mit angenehmen Schatten gekühlt hat, den Göttern opfern. O Alcimna! ich eile, izt eil ich in deinen Arm, bey dir er-

holt sich mein vor Verwirrung pochendes Herz, bey dir ---

Fünfter Auftritt.

Pyrhus, Evander.

Pyrhus.

Mein Sohn! Es ist so lange, seit ich dich gesehen habe, warum hast du so lange dich von mir entfernt?

Evander. Ich besuchte noch einmal jede der stillen Gegenden, die ich izt verlassen muß.

Pyrhus. So verlässest du sie denn ungern? Sag mir: Haben diese Reichthümer, dieses Glük, mit dem die Götter dich izt beschenkt haben, für dich keinen Reiz?

Evander. Diese schimmernde Pracht sezt mich zwar in Erstaunen; dein Gezelt glänzt fast so bunt, wie eine Thau-benezte blumichte Wiese an der Morgen-Sonne glänzt, doch so schön ists nicht. Ich habe tausend Sachen gesehen, deren Namen

und deren Gebrauch mir unbekannt sind. Aber sage mir, mein Vater: Wird ein Fürst immer von so einer Menge verdrießlicher Leute umringt?

Pyrhus. Wo Macht und Reichthümer sind, da versammeln sich immer Gute und Böse.

Evander. Es ist also, wie wo ein Baum blühet, da sumst mit den Bienen auch das Ungeziefer her?

Pyrhus. So ists.

Evander. Aber das ist mir verdrießlich, daß sie mich immer umschwärmen wollen, um mir Dienste zu thun, die ich nicht nöthig habe. Ich kann diese Unterthänigkeit nicht leiden; als wär ich nicht ein Mensch wie sie sind.

Pyrhus. Mein Sohn! das sind die Vorrechte der Fürsten, die nur schlecht die Mühe belohnen, die ein solcher auf sich nimmt, ihre Geseze zu verwalten und ihr Wol zu besorgen.

Evander. Mein Vater! Aber wenn sie einen aus ihnen zu ihrem Fürsten wählen,

so werden sie den wählen, der der weiseste und der beste ist, darum werden sie auch dich gewählt haben. Aber wie sind sie thöricht, da sie sagen, ich werd einst über sie herrschen, noch ehe sie wissen, ob ich weise und gut bin. Wird einer seinen Wein-Garten einem zu bauen überlassen, von dem er nicht weiß, ob er die Pflege des Wein-Stokes versteht?

Pyrhus. Das ist nun einmal so angenommen. Du wirst noch unzählige Sachen zu fragen haben. Aber sage mir, du scheinst mir so unruhig, als wenn du mir unwillig nach meinem Palaste folgtest?

Evander. Ich folge dir willig, mein Vater! wenn nur ---

Pyrhus. Wenn nur?

Evander. Wenn nur Alcimna, ach!

Pyrhus. Du seufzest, mein Sohn! (Für sich.) Er weiß die Geschichte seiner Alcimna noch nicht; ich will ihn mit dem angenehmsten Entzüken überfallen.

Evander. Wenn nur Alcimna mir folgen darf!

Pyrhus. Alcimna! Ich habe von deiner Liebe gehört, mein Sohn! aber erst sollst du des Arates Tochter sehen, die hab ich zu deiner Gemahlin bestimmt.

Evander. Ach Vater!

Pyrhus. Wie sehr würdest du meine Wünsche betriegen, wenn du mir unwillig gehorchtest.

Evander. Ach Götter! wie bin ich unglüklich!

Pyrhus. Du darfst sie nur sehen, um sie zu lieben; sie ist schön wie der Tag.

Evander. O mein Vater! Erlaube --- ach mein Vater! unmöglich werd ich ---

Pyrhus. Still! da kömmt ihr Vater.

Sechster Auftritt.

Arates, die Vorigen.

Arates.

Erlaube mir, mein Prinz! daß ich meine Tochter vor dich führe, die so ähnliche Schiksale mit dir gehabt hat. Aber --- warum so traurig? mein Prinz!

Evander. Ich muß sie sehen, weils mir mein Vater befiehlt. (Bey Seite.) Ach ihr Götter! Mein Vater hat mein Elend beschlossen!

Arates. Ich hoffe doch, es werde kein Unglük diese Tage der Freude gestört haben?

Pyrhus. Die Liebe machts, daß er diese Gegenden so ungern verläßt.

Arates. Der Prinz wird unter den Schönsten von fürstlichem Stamme zu wählen haben.

Pyrhus. Ich habe mit der besten Sorge für ihn gewählt; und eben das macht ihn untröstlich. Wo ist deine schöne Tochter?

Arates. Da kömmt sie.

Siebenter Auftritt.

Alcimna, mit ihren Aufwärterinnen hinten auf dem Theater; die Vorigen.

Alcimna.

O ihr Götter! So muß ich izt dem Prinzen zur Schau zugeschleppet werden, und

dich nicht sehn, den ich allein liebe, den ich allein lieben werde.

Evander. (Steht ganz traurig, die Hand vor seinem Gesicht.) Sie kömmt; ich hör es, ich Elender!

Alcimna. Ach! da bin ich; ich vermag vor Schmerzen nicht zu reden.

Evander. (Sieht erstaunt auf.) Wie? was täuscht mich? diese traurige Stimme kenn ich. Ist ---

Alcimna. Götter! haltet mich! Freundinnen! haltet mich! Ist das der Prinz? O Evander!

Evander. Verwirrung! Was seh ich! O Entzüken! Bist du Alcimna?

Arates. Götter! Was seh ich? Welch Entzüken schwebt auf ihren Gesichtern!

Evander. (Läuft zu Alcimna, und umarmt sie.) O! mich täuscht doch kein Traum? du bist es, du bist meine Alcimna!

Alcimna. O Evander! Mein Geliebter! Was für Entzüken! Wie wunderbar haben wir uns wieder gefunden!

Evander. Den Augenblik noch hielt

ich mich für den Elendesten, izt bin ich der Glükseligste auf Erde.

Alcimna. Den Augenblik dacht ich, vor Schmerzen zu sterben, und izt faß ich mein Entzüken nicht.

Pyrhus. Eure Liebe, ihr Kinder! sey von den Göttern gesegnet! Sie haben euch für einander bestimmt. Du bist es zufrieden, mein Freund?

Arates. Ich muß mich von meinem Erstaunen erholen, um meine Freude und meinen Dank dir zu sagen.

Pyrhus. Laßt uns gehen, Kinder! Die Hirten der Gegend mögen euer Freuden-Fest feyern.

Eraſt.

In einem Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene ist ein einsamer, mit Bäumen und Gesträuch umgebener, Plaz vor Erasts Hütte.

Erast. (Mit einer Jäger-Flinte; er stellt sie unmuthig an die Seite.)

Da komm ich, unverrichteter Sache, wieder! Weil wir kein Brod mehr hatten, gieng ich aus, einige unschuldige Thiere zu fällen; umsonst hab ich den ganzen Nachmittag in der Sonnen-Hize das heisse Gebürge durchgelaufen; so wird der Hunger unserm Elend bald ein Ende machen. Ich will hineingehn; doch nein, ich muß mich erst von meinem Unmuth erholen, ich muß ihn vor Lucinden verbergen. Ach Gott! Die Tugendhafte, wie willig sie Armuth, äusserste Armuth, dieses Hülf-lose Leben duldet, um es mir erträglich zu machen! Und wenn sie über unser gemeinschaftliches Elend einsam weint und sie hört, daß ich komme; dann troknet sie die Thränen von den Augen, und lächelt

freudig mir zu, um mich nicht zu kränken. Ach Gott! Ja, du wirst diese Tugend noch belohnen. Wie sehr verdient sie, glüklich zu seyn! Ich wäre noch geruhig; aber das peinigt mich, der Gedanke, daß ich die Schuld ihres Unglüks bin, und des Elends unsrer bedauerns-würdigen Kinder; das martert mein Herz, daß ich ihre Großmuth auf keine Art belohnen kann. Indeß wird unsre Armuth immer grösser, und unser Leben immer Hülf-loser. Das wenige, was ich hatte, ist weg; an wen soll ich mich wenden? und über das hat das lezte Gewitter unsre reifende Nahrung verderbt; zu wem soll ich mich wenden, da mein eigener Vater mich Hülf-los läßt, und meine wehmüthigsten Briefe, diese rührenden Gemählde meines Elendes, ihn niemals gerührt haben? Es ist nun fünf Jahre, seit meinem lezten Brief; keinen hat er seiner Antwort gewürdigt. O wie kann ein Vater so grausam seyn, und ein Kind Hülf-los dem Elend überlassen! Und mein ganzes Verbrechen ist, daß ich, gegen seinen Willen, einer Person meine

feyerlichsten Versprechungen hielt, und sie nicht in Hülf- und Ehr-lose Umstände stürzen wollte, nachdem sie meinen heiligsten Gelübden nachgab; eine Person, die jede Vollkommenheit, nur kein Vermögen, besizt. Hätt' ich dem zu strengen Willen meines Vaters nachgegeben; hätt' ich sie, die die Achtung der ganzen Welt verdiente, der Verachtung der unbilligen Welt ausgesezt; Himmel! wären da nicht alle Ehren und Reichthümer der Welt mir unerträglich gewesen? Hätte nicht mein Gewissen mir jede frohe Aussicht mit höllischen Qualen verdunkelt? Dieß freundschaftliche Mitleiden in unserm Elend hat etwas süsses mitten in der Schwermuth; dieß sorgfältige Bemühen, eins dem andern solches zu erleichtern; und diese Thränen, die wir eins für das andre weinen, werden nicht immer fliessen! Vielleicht daß mein Vater endlich zum Mitleiden bewogen --- Da kömmt mein kleinrer Sohn; ach Gott! was wird endlich meiner Kinder Schiksal seyn? Ich will meine Thränen wegwischen, und mein

Gesicht aufheitern, damit das gute Kind sich nicht quäle.

Zweyter Auftritt.

(Sein jüngster Sohn läuft auf ihn zu, und umarmt seine Knie.)

Sohn.

Mein lieber Vater?

Erast. Mein liebstes Kind! Woher kömmst du so munter!

Sohn. Ich komme dort vom Hügel, und verweilte mich bey dem kleinen Ziegen-Hirten. Wie hatt' ich Mitleiden mit ihm!

Erast. Warum, mein Kind?

Sohn. Er saß da bey den Ziegen und weinte; Ich habe, sprach er, heut den ganzen Tag nichts gegessen, und mich Armen hungert so sehr. Da hast du, was ich habe, sprach ich, iß da: und gab ihm mein Mittag-Brod, das ich mir behalten hatte. Mich hat zwar auch gehungert, aber wie hat es mich gefreut, da ich ihn so begierig essen und sich freuen sah!

Eraſt. O du gutes Kind! Sey mir geſegnet!

Sohn. Das hätte ja der kleine Ziegen-Hirt auch gethan, wenn er was gehabt, und ich vor Hunger geweint hätte.

Eraſt. Du wußteſt doch, daß wir kein Brod mehr in der Hütte haben?

Sohn. Ich hatte ja das, und es hat mich recht gefreut, daß ichs ihm geben konnte. Ihr ſagt ja: Gott im Himmel beſchehre denen immer, die andern Gutes thun.

Eraſt. Küſſe mich, mein Sohn! O Gott! dieſe Unſchuld wirſt du nicht immer im Elend laſſen. (Er wiſcht Thränen von den Augen.)

Sohn. Aber ihr weinet, mein Vater! Ach! weint nicht, mein Vater!

Eraſt. Ich weine nicht, mein Kind! Geh izt dort an den Hügel, und ſieh, ob dein Bruder noch nicht aus dem Gebürge zurükkömmt, oder ob du den Simon nicht ſeheſt, von der Stadt herkommen.

Sohn. Ich gehe, mein Vater! (Er geht.)

Dritter Auftritt.

Erast. (Allein.)

O wie schmelzt mir das mein Herz! So Hülf-los bin ich noch niemals gewesen! (Er geht tiefsinnig umher.) O Gott! Gott! --- Das beste Weib und diese unschuldigen Kinder!--- O! Stehe du mir bey, der du mein Schiksal leitest; steh du mir bey, daß ich niemals gegen deine weise Leitung murre, und niemals an deiner Vorsicht zweifle. Ich darf nicht in die Hütte gehen, ohne eine muntre Miene erkünstelt zu haben; doch die gütige Natur kömmt mir zu Hülfe; dieser kühle Wind troknet sanft meine Thränen.

Vierter Auftritt.

Lucinde, Erast.

Lucinde.

Sey mir gegrüßt, mein Geliebter! (Sie drükt ihm die Hand.) Sey mir auf das zärtlichste gegrüßt!

Eraſt. (Umarmt ſie.) Sey mir geſegnet, meine Geliebte! Wie haſt du deine Stunden durchgebracht?

Lucinde. Recht vergnügt; ſo vergnügt, als ich ſie ohne dich zubringen kann. Ich habe bey meiner Arbeit geſungen.

Eraſt. Du beträgſt dich im Unglük immer als eine Heldin.

Lucinde. Mein Glük iſt, dich zu beſizen, und die immer ermunternde Tugend. Ich bin nur unglüklich, wenn du glaubſt, daß du es ſeyſt.

Eraſt. Gott! wie viel Zärtlichkeit gegen mich, der dich in Umſtände geſezt hat, die Leute, von niedrerer Denk-Art, in Verzweiflung ſezen würden!

Lucinde. O um des Himmels willen, mein Geliebter! Störe unſre Ruhe nicht immer durch ſolche Vorwürfe, die meine Zärtlichkeit ſo ſehr beleidigen. Ich ſchwör' es dir, beym hohen Himmel ſchwör' ich's dir, meine Ruhe iſt nicht erkünſtelt; ich bin in deinem Beſiz glüklich, und ohne dich wäre mir jedes andre Glük unerträglich.

Erast. So ist es gewiß, daß troz unsrer äussersten Armuth, troz des Hülf-losen Lebens deine ruhige Miene aus der innern Ruh entsteht, und nicht oft erdichtet deinen Kummer verhält?

Lucinde. Ich bin nur bekümmert, wenn ich sehe, daß du es bist.

Erast. Ach! welche Güte!

Lucinde. Bedenke, wie viel tausende ärmer noch als wir sind! und sollte Unzufriedenheit uns noch unglüklicher machen, als es jene sind!

Erast. Ärmer nicht, als wir izt sind; ärmer, als jeder Vogel unterm Himmel. Wir haben keine Nahrung in unsrer Hütte. Umsonst hab ich heut das Gebürge durchirrt, um einiges Gewild zu erlegen, ich komm' ohne Nahrung zurük. Ich könnt' es immer noch dulden, dein Muth würde dem meinen aufhelfen; aber wenn ich unsre Kinder sehe --- O Gott! Das durchschneidet mir das Herz, wenn ich sehe, wie nahe ihnen die Thränen stehen, die sie doch zurükhalten, um uns nicht zu bekümmern.

Lucinde. Mein Freund! ein Unglük soll uns nicht Muth-los machen, das nur noch eingebildet ist. Unser ältester Sohn, der in den Wald ausgegangen ist, um Früchte zu sammeln, wird nicht leer nach Hause kommen; und ist es, so beruhet ja unsre Hoffnung noch auf dem Simon, der aus der Stadt zurükkömmt.

Craft. Ich bin beschämt, meine Geliebte! daß jede Sorge so viel Gewalt über mich hat.

Lucinde. (Weiset ihm ein Stük von gestikter Arbeit.) Und über das, mein Geliebter! sieh, dieses Stük Arbeit ist vollendet! Simon kann's morgen nach der Stadt tragen, zu der Kaufmanns-Frau, die meine Arbeiten noch immer gut bezahlt hat. Laß uns, mein Geliebter! nicht ungeduldig seyn; denke zurük; wenn unsre Umstände am schlimmsten aussahen, dann war die Rettung immer nahe.

Craft. Was für einen Reichthum von Trost findest du immer in deiner edeln Seele! Indeß kann ich doch meinen Besorgnissen nicht wehren; was wird endlich aus unsern

Kindern werden? So gänzlich von allem verlassen, was für Wege haben wir ihnen zu weisen, in der Welt ihr Glük zu machen?

Lucinde. Die Wege der Tugend; o mein Geliebter! die sind untrüglich.

Erast. Ja, aber die leidende Tugend ist immer ein trauriges Schauspiel; und wie schwer ist's, seine Tugend, wenn von aussenher alles Elend uns umringt, wie schwer ist's da, sie unversehrt in seinem Busen zu erhalten! Ach! es wird ein Glük seyn, wenn sie nicht, unter den niedrigsten Pöbel gemischt, dennoch weit unter dem Rang, den ihre Geburt ihnen ertheilt hätte, ihr Leben durchschleppen können. O mein Vater! es mögen die Seufzer, die deine Strenge mir abzwingt, niemals, ach! niemals deine Seele ängstigen; auch dann nicht, wenn deine Enkel einst unerkannt vor deiner Thüre ihr Brod heischen. Gott!

Lucinde. Du giebst ihrem künftigen Elend viel mehr Wahrscheinlichkeit, als es wirklich hat. Wie unendlich viele Wege hat die Vorsicht zum Glüke geöffnet?

Erast. Ja gewiß; aber wer einmal im Elend ist, wird immer von solchen weggedrängt. Wie gieng es uns? Himmel! kaum hat mein Vater mich verlassen, kaum war unser weniges Vermögen bis zur Armuth herunter geschmolzen; was für Hülfe, was für Rath, was für Hoffnungen blieben uns da? Die Welt stieß uns aus; was blieb uns übrig?

Lucinde. Die Welt zu verlassen, und uns in eine der schönsten Gegenden der Welt ins Einsame zu flüchten, und da der Vorsehung unser Schiksal heimzustellen.

Erast. Gut, mein Kind! aber das ist drum kein Glük, das ich ihnen wünsche, wo man alle Vernunft zusammen sammeln muß, um nicht zu verzweifeln.

Lucinde. Unsre Umstände sind so elend nicht, in die uns die Vorsehung aus weisen Absichten gesezt hat; wie unbillich ist es, wenn wir gegen dieselben murren. Eben izt hab' ich unsre Nachbarin besucht. Ist ihr Schiksal nicht viel schlimmer, als das unsre? Sie ist alt, und Hülf-loser und ärmer, als

wir sind; und wird schon lange durch schmerzhafte Krankheit gepeinigt! und alle ihre dunkeln Aussichten dieses Lebens sind nichts als fortdauernde Schmerzen und Armuth; und dennoch können Schmerzen und Armuth nur in seltenen Augen-Bliken ihre Geduld überwinden. Ihre einzige Hoffnung ist der Tod, der vielleicht erst nach langen Martern ihr Leben schließt. Und wir, wir sollten bey den Vortheilen der bessern Erziehung und des angebauten Verstandes durch kleinmüthiges Betragen uns elender machen, als sie es ist!

Erast. Das wollen wir nicht, meine Geliebte!

Lucinde. Das wollen wir nicht, mein Geliebter! Nein! Gelobet sey die Vorsehung; sie, die alles so weise leitet, die alles zum besten End-Zwek thut, die ihre Geschöpfe so lieb hat, und über das geringste, wie über das grösseste, mit gleicher Sorgfalt wachet. Sie ist's, die jenen Vogel erhält, der dort im Gebüsche zwitschert, und die Biene, die um uns sumst, und den Wurm, der vor uns

auf der Erde kriecht. Und wir sollten gegen ihre Leitung murren, weil izt unsre Umstände nicht beneidens-werth sind? Ermuntre dich, siehe, wie schön die Gegend uns entgegen lachet; ein herrliches Abend-Roth will den Abschied eines Tages schmüken, der uns der Entwiklung unsers Schiksals näher gebracht hat.

Erast. Habe Dank, meine Geliebte! O meine Lucinde! wie unaussprechlich ist mein Glük, daß ich dich besize! Du hast meiner schwächern Vernunft empor geholfen, du hast mein Gemüth aufgeheitert; aber diese Heiterkeit ist nicht wie eines Freude-vollen Frühlings-Tages; sie ist wie die ernstere Heiterkeit einer stillen Mitternacht, wenn der volle Mond leuchtet. Das, das mildert sie immer; der Gedanke, daß mein Vater mich verlassen, so gänzlich mich aus seinem Herzen verbannet hat. O wenn du stirbst, Vater! wenn du stirbst, und ich Verstossener kann nicht bey deinem Sterbebette weinen, nicht deinen lezten Segen von deinen Lippen hören, o so sey meiner eingedenk, und

wenn du an den Verlassenen denkst, dem du das Leben gabst, dann segne mich!

Lucinde. Mein bester Mann! deine Vernunft hätte sich selbst wieder aus diesen schwermüthigen Gedanken empor gehoben; ich sagte dir nur diejenigen Tröstungen, die sie selbst besser, nur vielleicht gleich izt nicht, gefunden hätte. Dein Wunsch für deinen Vater; o daß der in Erfüllung gehe! Gott! Ich ---

Erast. Um des Himmels willen, sag nicht, was du sagen wolltest; mache dir hierüber keine Vorwürfe; ich wäre des grössesten Glükes, dich zu besizen, nicht werth, wenn ich sie anhören könnte.

Lucinde. Nein, mein Erast! ich will deine Liebe nicht beleidigen; aber meine Hoffnungen muß ich dir sagen: Wie, wenn dein Vater sich ausgesöhnt hätte, und um das Schiksal seines Sohns izt unruhig wäre, den er ---

Erast. Nun ja! O dieser Gedanke hat ehedem oft die traurigsten Stunden mir erheitert, oft ganze Tage mich glüklich ge-

macht, wenn ich umsonst, ach! immer umsonst Antwort erwartete, auf unsre rührenden Briefe; Briefe, bey denen, beym Himmel! der gleichgültigste, unbekannteste, wenn er sie, auf die Strasse hingeworfen, gefunden hätte, gewiß hätte weinen müssen, und mein Vater, er sollte - - -

Lucinde. Wie unbillich würden wir gegen einen Vater seyn, der dich so sehr geliebt hat, wenn wir ihn - - -

Erast. O Gott! ja gewiß unbillich! o mein Vater! du solltest ewig mich hassen, der du mich ehedem so zärtlich liebtest, jede meiner schwach = aufkeimenden Fähigkeiten mit übermässiger Freude bemerktest, du solltest mich immer hassen? Auch in der ernstesten Stunde, wenn ich über deinen Zorn weine, wirft mir mein Gewissen nichts vor; hätt' es mir vorzuwerfen, Himmel! dann würde dein Zorn mir unerträglich seyn! Du wirst, o du wirst deine Liebe mir wieder schenken! Vielleicht, süsser Gedanke! vielleicht weint er schon über einen Sohn, den er so Hülf=los seinem Schiksal über=

lassen hat. Diese Hoffnung, o wie entzükend ist sie! Ich will ihm schreiben, ich will ihm alles das rührende erzehlen, was unsre Umstände und meine kindliche Liebe mir geben können. Laß uns in die Hütte gehen; ich will heute noch schreiben; komm, dein Beystand wird mir nöthig seyn.

Lucinde. Komm, mein Geliebter! (Sie gehen Hand in Hand in die Hütte.)

Fünfter Auftritt.

Simon.

Sind sie weg? --- Ja. Wenn sie mich nur nicht so gleich sehen. Schon ein schlechtes Zeichen, daß ich mich vor ihnen scheuen muß. Was pochest du so? (Er legt sich die Hand aufs Herz.) Was das für ein unbändiges Klopfen ist! Was häuft sich für eine Last auf meine Brust? Nicht doch! O laß mich! mache mir nicht bang über etwas, das ich aus den besten Absichten gethan habe! Du alter ehrlicher Kerl! Dein Gewissen ist sehr empfindlich, daß du etwas gewagt hast, das

sonst in allen andern Umständen ein Schelmen-Streich gewesen wäre. Aber es ist keiner; Absichten und Umstände entschuldigen mich, mein Seel! es ist kein Schelmen-Streich! Und doch ist mir so bang, als wenn's einer wäre; wenn nur niemand kömmt, eh ich mich in Ordnung gebracht habe. (Er langt einen Beutel mit Geld hervor.) Es ist viel, das kann uns lange durchschleppen. Aber geraubt! auf der Strasse geraubt! Verflucht! Wie! soll mir das nun ewig bang machen? Befriedige dich, Gewissen! O! es ist das erste mal und auch das lezte. Lieber wollt ich jeden Mangel ertragen, und mit dir in Freundschaft leben, als im Überfluß sizen, und mit dir uneinig seyn. Aber unserm Hülf-losen Mangel, unserm Elend nur ein wenig abzuhelfen, gieng ich und foderte dort, zwar mit Gewalt, jenem etwas von seinem Überfluß ab, das er nur so lange mißt, bis er nach Hause kömmt, und dann mag er sichs aus seinen vollen Kisten wieder ersezen. Nein, beym Himmel! es ist unbillich, daß so viele Schurken mit allem

Überfluß durch die Welt schlendern, und mein braver Herr, und Lucinde, und ihre Kinder, und ich sollen indeß Hülf-los und hungrig in dieser Wildniß schmachten. Ha! Mir siedet mein Blut, wenn ich sie sehe, diese Prasser, diese stolzen Ungeheuer, die den Armen und den Hülf-losen Elenden zum Vieh zählen, und in allen Wollüsten sich wälzen; ihr meist durch andrer Elend erworbenes Gut in Laster-Thaten verprassen; indeß soll der Arme verhungern, und der Elende verschmachten, und mit heissen Thränen zusehen, wie diese ungerochen in den Gütern dieser Welt schwelgen; es ist billich, daß diese ihren bescheidenen Theil wegnehmen. Nein, ich bereue die That nicht. Ich --- Himmel! Ich höre rauschen. --- Es kömmt jemand --- Nein --- Ich zittre, als hätte man mich aus dem kalten Wasser geschleppt. Ich alter Narr! Ich werde mich gut verstellen können! Nun, damit ich nicht ungerüstet überraschet werde, was will ich sagen? meinem Herrn darf ich die Wahrheit nicht sagen. Still! mein Gewissen! O!

wie eins aus dem andern folgt! Nun, es muß seyn, mein Seel! da muß gelogen seyn. Ich will sagen --- Nun was? --- Ungeschikter Narr! Verzweifelte Umstände! --- Ich will sagen --- Ich habe --- Nu ja, Dummkopf! das wär artig! Da wär ich den ersten Augen-Blik verrathen. --- Ja, ja! Das geht an, ein Herr ist mir in der Stadt begegnet, der hat mich gekannt, ich hab ihn nicht gekannt; der fragte, ob ich noch bey Erasten in Diensten wäre; darauf hat er gesagt, er --- er wisse unsere Umstände, er habe Mitleiden, er --- und --- Bliz! wer kömmt? --- unsre beyden Söhne sinds; kann man denn nicht ungestört seyn? Ich werde meine Rolle trefflich spielen.

Sechster Auftritt.

Simon, beyde Söhne.

Erster Sohn.

Sey willkommen, Simon!

Zweyter Sohn. Sey willkommen, Simon!

Simon. (Steht ganz staunend.)

Erster Sohn. Du bist nicht freundlich, Simon!

Simon. Ja, ja; es stekt mir was in meinem närrischen Kopfe.

Zweyter Sohn. Du kömmst spät aus der Stadt.

Simon. Ich hatte auch vieles da zu thun.

Erster Sohn. Hast du was mit aus der Stadt gebracht?

Simon. O ja! Recht viel. Wir haben voll-auf.

Zweyter Sohn. O du guter Simon!

Erster Sohn. Ich hab' im Wald Früchte gesucht; ich habe den ganzen Korb voll.

Simon. Gut, gut! Du bist ein braver Sohn; wir werden also recht gut leben.

Zweyter Sohn. O! wie verlangt es mich, auch groß zu seyn, wie mein Bruder, um euch helfen zu können.

Erster Sohn. Du lieber Bruder du! das wird auch bald geschehen.

Zweyter Sohn. Du lieber Bruder!

küsse mich! (Sie küssen sich.) Wie ich dich lieb habe! Wie werden sie sich freuen, unser Vater und unsre Mutter! Wir hatten keine Speise mehr, und izt haben wir recht viel. Die liebe Mutter hat heute bey der Arbeit geweint; ich kam eben in die Stube, wo sie bey der Näh-Rame saß; sie sah mich nicht, und weinte und betete, und da mußt' ich auch weinen. Da sah sie auf, wischete die Thränen weg, als hätt' ich's nicht sehen sollen, daß sie geweint hat, aber ich hab's doch gesehen. Sag' uns, Simon! Warum weinen sie so oft unser Vater und unsre Mutter? Es wird mir allemal so bange.

Erster Sohn. Mir auch. Sag' uns Simon, sag' uns, warum, wenn du es weissest.

Simon. Nun, ihr Kinder! ich denke, sie weinen, weil wir so arm sind.

Erster Sohn. Arm? Wir?

Zweyter Sohn. Unsre Nachbarn im Gebürge sind arm, nicht wir.

Erster Sohn. So ists. Wir sind nur zuweilen arm; heute waren wir's, izt sind

wir's nicht mehr. Wir haben ja so vieles. Oder, sind wir denn izt nicht reich?

Simon. Ha! ha! ha! Ihr guten Kinder!

Zweyter Sohn. Du lachest über uns, Simon! Aber ist man dann nicht reich, wenn man genug hat? und wir haben ja izt für fünf Tage genug.

Simon. Ihr guten Kinder!

Erster Sohn. Nun, Simon! so sag' uns: Wenn wir arm sind, was haben denn die, so reich sind?

Simon. Die haben an allem Überfluß.

Erster Sohn. Aber wozu brauchen sie das? Überfluß ist ja, wenn man mehr hat, als man bedarf.

Simon. Ja, und sie sind meist mit dem nicht zufrieden.

Zweyter Sohn. Die wunderlichen Leute!

Erster Sohn. Sie geben also diesen Überfluß nicht denen, die nichts haben?

Simon. O! sie nehmen oft dem Armen noch, was er hat, um es zu ihrem grossen Haufen zu legen.

Zweyter Sohn. O Simon! du hast deinen Spaß mit uns Kindern. Dergleichen Leute sollt' es geben, Bruder! Kannst du das glauben?

Erster Sohn. Das kann ich nicht glauben, Simon! Nun, hab' uns nicht zum besten. Man muß nicht lügen.

Simon. Es ist gewiß wahr; die ganze Stadt ist voll dergleichen.

Erster Sohn. Aber wenn ich Überfluß hätte, so würd ich's unsern armen Nachbarn im Gebürge geben; wie unser Vater und unsre Mutter auch.

Zweyter Sohn. Ja, gewiß, ich auch.

Erster Sohn. Ich weiß keine grössere Freude, ich muß allemal vor Freude weinen, wenn ein Armer uns so herzlich dankt und uns segnet, wenn wir ihm das gegeben haben, was wir doch missen konnten.

Zweyter Sohn. Ja, ja, Bruder! Das freut mich allemal mehr, als wenn ich den schönsten Vogel gefangen hätte.

Erster Sohn. Aber sag' uns, Simon! Warum weinen denn unser Vater und unsre

Staatliche Bibliothek Bamberg

Mutter? weil sie nicht reich sind? Ich kann es nicht glauben.

Simon. Ich denke darum, weil sie, wenn sie reich wären, mehr Überfluß hätten, und sich dann die Freude öfter machen könnten, den Armen beyzustehn.

Erster Sohn. Ja gewiß, Simon! Du hast's errathen; izt möcht' ich auch weinen, daß wir nicht reich sind. Aber komm, Bruder! Wir wollen in die Hütte gehn. Komm Simon! komm auch! (Sie gehen.)

Siebenter Auftritt.

Simon.

Izt bin ich wieder allein; ja, sie sind weg. Laß mich erst den Angst-Schweiß wegwischen. Izt, guten Muths! Izt wollen wir in die Hütte gehn, und --- Aber was wollt' ich sagen? Ich glaub', ich hab's in der Angst schon wieder vergessen. So zittre doch nicht, alter Narr! Steh fest! Die Augen nicht so niedergeschlagen! Du bist ein schlechter Be-

trieger. Ich bin zu alt, ein neues Hand-Werk zu lernen, füraus eins, das meiner ganzen Natur so zuwider ist. O wenn's nur dießmal geräth! --- Von jenem Herrn wollt' ich sagen, den ich niemals in der Stadt gesehen habe. Nun gut! --- Himmel! da kömmt er. Halte dich wohl.

Achter Auftritt.

Simon, Erast.

Erast.

Willkommen, mein wahrer Freund! Bist du nicht müde? Es ist eine ermüdende Reise aus der Stadt hieher.

Simon. Nein, müde bin ich nicht; ich habe hier verschiedene Nothwendigkeiten mit aus der Stadt gebracht.

Erast. Entlade dich, trage sie in die Hütte; und dann komm hieher in's Kühle, das Abend-Essen wird bald fertig seyn. (Simon geht.)

Erast. (Sieht ihm nach.) Der ehrliche

Mann! O wenn ich nur einst seine Dienste belohnen kann! Zwar izt nähr' ich wieder die süsseste Hoffnung. Ich habe den Brief angefangen, und ich werd' ihn heute noch vollenden. Was für süsse Hoffnungen! was für schrekliche Zweifel! welch Entzüken, o Gott! welch himmlische Freude! wenn ich vom versöhnten Vater Antwort erhalte. Die süsse Hoffnung macht mich weinen; wie werd' ich mein Entzüken ertragen! wie werden meine Thränen die gesegnete Schrift benezen! Was für Schreken! o was für Verzweiflung, wenn er mich nicht erhört! Gott! o höre, höre mein Flehen, erbarme dich, versuche mich nicht über mein schwaches Vermögen! Laß meinen Vater nicht unversöhnt zur Grube gehn! Wie, wenn Simon mit meinem ältern Sohn hingienge? Zwar die Reise ist weit; wenn dieß liebens-würdige unschuldige Kind meinem Vater den Brief übergäbe, wenn es des alten Mannes Knie' umfassend, für seinen Segen flehete, und für den Segen seines Vaters. - - - O herrlich! herrlich! Der Elende macht tau-

send süsse Entwürfe, um tausend mal desto herber zu fühlen, daß er elend ist. Wer wird sie beyde auf der Reise unterhalten? Gott! (Er geht staunend hin und her. Simon steht lange zur Seite, ohne daß er ihn gewahr wird; er sieht ihn.) Bist du wieder da, Simon? O du mein einziger Freund! Wenn ich nur einst deine Güte belohnen kann!

Simon. Ihre Gütigkeit gegen mich belohnt mir das wenige, was ich thu', alle Augen-Blike.

Erast. Das kann ich nicht; wie sollt' ich deine Freundschaft belohnen können? Da mich mein Vater, und nach ihm alles, alles verlassen hat, bliebst du, alter ehrlicher Bedienter, allein übrig, du hattest nichts bey mir zu hoffen, da mir selbst keine Hoffnung übrig war; und dennoch folgtest du mir in's Elend, littest mit mir Hunger und Mangel, und versäumtest bey mir jedes andre Glük.

Simon. O mein Herr! Wie Sie das wenige, was ich gethan habe, groß zu machen wissen! Sie werden mich doch nimmer

bereden, daß ich was grosses gethan habe.--- Hier ist---

Eraft. Was, mein Freund?

Simon. Nehmen Sie nur! Nehmen Sie!

Eraft. Wie?---Was?---

Simon. Geld,---das ich mit aus der Stadt gebracht habe.

Eraft. So viel Geld! Wie? Warum zittert deine Hand so?

Simon. Meine Hand?---zittert?--- Ich denke,---vor Freude.

Eraft. Du stotterst.---Was ist's?

Simon. Geld, mein Herr! Geld ist's! Wir haben's ja so nöthig; und doch freuen Sie sich nicht.

Eraft. Dein furchtsames Betragen macht, daß ich nicht weiß, ob ich mich freuen soll. Um's Himmels willen! mein Freund, reisse mich aus der Ungewißheit, wer hat's dir übergeben?

Simon. Ja---man hat mir verboten, es Ihnen zu sagen.

Eraft. Nun, mein Freund! mache mich nicht unruhig. Da nimm es wieder zurük;

ich kann es nicht annehmen, bis ich weiß, auf was Art du es bekommen hast.

Simon. Nun --- ich nehm' es nicht wieder. Was das für Bedenklichkeiten sind!

Eraſt. Nun heraus, Simon! rede heraus.

Simon. Ich --- Da ich aus der Stadt kam --- Da --- unten am Gebürge hab' ich's gefunden.

Eraſt. So lüge doch, alter ehrlicher Mann! Deine Sprache verräth dich.

Simon. Ich glaube, Sie können mir in's Herz sehen.

Eraſt. O! das kann ich nicht. Aber du gebehrdest dich so übel dazu, wenn du Unwahrheiten sagen willst; und über das widersprichst du dir ja.

Simon. Nun ja; ich hab's nicht gefunden, wie ich gesagt habe ---

Eraſt. Was, wie ich gesagt habe?

Simon. Es hat mir's jemand in der Stadt übergeben.

Eraſt. O Simon! Simon! War's ein Freund von mir?

Simon. Das muß er wol seyn; es war ein feiner Herr, er fragte mich, ob ich noch bey Ihnen in Diensten wäre?

Erast. Nun weiter ‒ ‒ ‒

Simon. Ich sagte, ja, und da übergab er mir das Geld, ich soll' es Ihnen bringen.

Erast. Hast du den redlichen Mann denn nicht gekannt?

Simon. Nein, wie ich gesagt hab'; ich weiß mich nicht zu erinnern, ihn gesehen zu haben. (Für sich.) Wenn nur unser Gespräch zu Ende wäre!

Erast. Ich glaub' es selbst, du habest ihn niemals gesehen. O mein redlicher Freund! warum willst du mich heute zum ersten mal betriegen?

Simon. Das ist aber die Wahrheit.‒‒‒ Ich muß, verzeihen Sie, ich muß in den Garten gehn. (Er geht weg.)

Erast. Das ist wunderbar; da muß ein Geheimniß darhinter steken. Wie der ehrliche Mann so unruhig ist! Das lezte scheint mir so wenig wahr zu seyn, als das erste. Es war ihm so bange. Ich denk', ich will

ihm ihn den Garten folgen. Ich kann nicht ruhig seyn, bis ich in der Sache mehr Licht habe. (Er will gehen.)

Simon. (Kömmt ganz langsam zurük, und bleibt mit niedergeschlagenen Augen stehen.) Mein Herr --- Verzeihen Sie --- Ich kann es nicht ausstehen, daß ich Sie habe betriegen wollen. Es würde mich mein Lebtag unruhig machen. Ich will Ihnen alles sagen, damit ich auch wisse, ob das, was ich gethan habe, so böse ist, als mir's mein Gewissen angeben will. Ich ---

Ernst. Um's Himmels willen! so rede ---

Simon. Ich hab' es auf dem Gebürg' --- einem Reisenden abgenommen.

Ernst. Wie! wie! abgenommen?

Simon. Ich will Ihnen alles sagen. Da ich aus der Stadt heraufgieng, und so durch's einsame Gebürge nach unsrer Wildniß schlenderte, da sezt' ich mich oben auf der Höhe, um auszuruhen, und sah auf die entfernte Stadt herunter, sah da die Himmel-ansteigenden Paläste, auf jene Schlemmer, die das Glük für sich allein

gedungen zu haben scheinen: die den Hülf-losen und den Elenden vergebens vor ihrer Schwelle schmachten lassen, und ihren Reichthum in niederträchtigen Wollüsten verschwelgen. Das machte mich rasend, daß jene aller Orten immer das Beste wegnehmen, und ein braver Herr, wie Sie sind, der besser ist, als zehen von jenen zusammengenommen, der beste, der tugendhafteste Mann, mit dem besten Weib' auf dem Erd-Boden, in dieser Welt Hülf-los und verdrängt leben sollen! Ich ward rasend böse, da ich unsern Zustand überdachte, und daß eben izt kein Bissen Brod in unsrer Hütte sey, indeß daß dort bey manchem Narren, der kaum des Wassers werth ist, in einem Tag' mehr verprasset wird, als ein ehrlicher Mann ein ganzes Jahr durch bedürfte; indeß daß dort, auf einer Karte, mehr Geld, als mancher arbeitsamer Mann mit der Arbeit des ganzen Jahres nicht gewinnt, mit gleichgültigem Gesicht' von manchem verloren wird, der wie ein Henker flucht, wenn einer mit preßhaftem Kör-

per ihm einen Pfenning fodert; indeß dort mancher mehr verschwendet, die Unschuld eines Kindes braver Eltern zu verführen, als mancher ehrlicher Mann nöthig hätte, eine Zahl-reiche Haushaltung zu erziehen. Ist es billich, dacht' ich, daß man so die Glüks-Güter theilt, die doch für alle da sind, und daß oft einer allein so viel mißbraucht, als für tausend genug wäre? so dacht' ich, nahm meine Bürde auf den Rükken, und gieng voll bittern Gram weiter. Bald darauf sah ich auf einem Abweg' einen zu Pferd, wol gekleidet, der auf mich zukam. Wie! wenn dieser mit mir theilen müßte; Himmel! das kann nicht unbillich seyn, dacht' ich. Mein Widerwille machte mich kühn, und mein Gewissen dann wieder Muth-los. Die Hälfte soll er geben, das soll er, bey'm Himmel! das soll er; dann werd' ich so viel bekommen, daß wir uns lange durchschleppen können. Ich begehre keinen Überfluß, aber es ist doch nicht billich, daß wir verhungern; so dacht' ich, als der Reuter bey mir war. Ich warf meine

Bürde in's Gebüsch; es war, als wollte mich jemand wegreissen, mein Herz hat mir nie so gepocht; Halt! stotterte ich, und faßte des Pferdes Zügel mit einer Hand, und in der andern mein Weidmesser; gebt mir die Hälfte von dem Geld', das ihr bey euch habt; ohnverzüglich, nur nicht Hülfe gerufen, mein' Seel' nicht! oder ich werde die Meinigen zusammenrufen, die nicht ferne sind; und dann werdet ihr so nicht d'raus kommen. Der Reuter hatte noch ein bischen weniger Herz, als ich hatte; sonst hätt' er bemerkt, wie ich schwizte, wie zitternd ich den Zügel hielt. Er gab mir das, was hier im Beutel ist; todt-blaß gieng ich izt in's Gebüsche zurük, und war da, wie vom Traum' erwacht. Wenn ich die Sache von allen Seiten betrachte, so verdiene ich mit keiner Billichkeit aufgehangen zu werden.

Craft. Und du, ehrlicher Mann! du konntest dich zu so was entschliessen?

Simon. Ich wollte, daß das Geld mir auf der Hand zerschmolzen wäre! Aber nein!

bedenken Sie es recht! alle Umstände entschuldigen mich.

Eraft. Es können keine Umstände eine vorsezlich böse That entschuldigen.

Simon. Aber ich dachte nicht, daß sie so böse wäre.

Eraft. Ich werde unruhig seyn, bis dieß Geld wieder seinen rechtmässigen Besizer gefunden hat.

Simon. Aber wie werden wir den finden? O das verfluchte Geld! Und zulezt? Er gab es so hin, wie wenn er's leicht missen könnte; und wie leicht wird er eine solche Kleinigkeit missen! Es scheint Ihnen nur so viel, weil Sie bey vielen Jahren nicht so viel beysammen gesehen haben.

Eraft. Man ist nicht berechtigt, auch das geringste von dem Eigenthum' eines andern gegen seinen Willen wegzunehmen. Geh, Simon! geh hin auf die Höhe, wo man die Strasse übersieht; vielleicht wirst du ihn wieder finden.

Simon. Ich sollte also ---

Eraft. Was?

Simon. Ich selbst ihm das Geld wieder geben?

Erast. Da nimm es hin, ich überlaß' es deiner Wahl.

Simon. Nun so eil' ich auf die Höhe, um auf der Strasse nach ihm zu sehen. Aber horchen Sie einmal, ich höre ein Pferd kommen; wer muß das seyn? Wie, wenn ich verrathen wäre, und man käme her, um mich wegzuschleppen, und vielleicht dann gar aufzuhängen? Doch was muß man immer das böseste vermuthen? Da kömmt jemand! Bey'm Bliz'! --- Da ist er selbst!

Neunter Auftritt.

Cleon. (In Stiefeln.) die Vorigen.

Cleon.

Mein Herr! Ich habe mich von der Strasse im Gebürge verirret, und meinen Bedienten, der von mir wegritt, um den Weg zu suchen, verlohren; und endlich komm' ich

hieher. Verzeihen Sie! --- (Er sieht den Simon.) Himmel! ich bin verlohren!

Simon. Mein' Seel'! er ist es selbst! (Er schleicht sich hinten auf's Theater.)

Eraft. Warum so bestürzt, mein Herr?

Cleon. Ich ersuche Sie, mein Herr, meiner zu schonen; dieser Herr hat die Gütigkeit gehabt, mir nur die Hälfte abzufodern, und ich hab' ihm ungezählt mehr gegeben. Ich hab' eben noch so viel übrig, als mir zu Fortsezung meiner Reise nöthig ist.

Eraft. Verzeihen Sie, mein Herr! O Himmel! wir sind keine Räuber-Bande; wir sind nur Unglükliche, die sich aus der Welt in die Wildniß gerettet haben. Verzeihen Sie den Schreken, der Ihnen verursacht worden; das Geraubte sollen Sie alles wieder haben. Simon!

Simon. (Kömmt ganz erschroken.)

(Zu Cleon.) Mein Herr! Ich komme ganz beschämt. Erlauben Sie, daß ich dasjenige Ihnen wieder gebe, was ich Ihnen vorhin aus Unmuth, aus Verzweiflung abgenommen habe; ich wollt' Ihnen eben auf

die Strasse nachlaufen, um es Ihnen zurük zu bringen. Ach! die elenden Umstände, in denen mein wakrer Herr und die Seinigen sind, unsre äusserste Armuth haben mich zu einer That verleitet, der ich sonst gewiß niemals fähig gewesen wäre. Gott im Himmel wolle mir's verzeihen! Da, mein Herr! nehmen Sie es hurtig zurük; diese Last, die mich mein Lebtag würde beunruhiget haben. (Indeß daß Simon redt, betrachtet Craft mit grosser Aufmerksamkeit den Fremden.)

Cleon. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe, ich bedaure Sie. Mein Herr, behalten Sie dieß wenige, ich nehm' es nicht zurük. Ich wünschte, daß ich Ihnen mit mehrerm beystehen könnte, allein auf die Reise beladet man sich eben nicht gern.

Craft. Verzeihen Sie, mein Herr! Wir wären unbillich, wenn wir Sie desjenigen beraubten, was Sie zu den Bequemlichkeiten der Reise nöthig haben. (Für sich.) Himmel! Diese Züge, diese Gebehrden!

Cleon. Wollen Sie mir denn das Vergnügen nicht gönnen, Ihnen die geringste

Freundschaft zu erweisen? Ich habe noch genug übrig, meine Reise bequem fortzusezen; ich schenk' es hier dem Freund', der ihr Bedienter zu seyn scheint.

Simon. Keine Bedenklichkeiten! Ich nehm' es mit tausend Dank an, mein Herr!

Erast. So haben Sie tausendfältigen Dank, mein Herr! O Gott! Ehedem war ich nicht in solchen Umständen, da war mir das selige Vergnügen nicht versagt, andern gutes zu thun. O verzeihen Sie, verzeihen Sie meinen Thränen!

Cleon. Mein Freund! Erlauben Sie mir, Sie so zu nennen, Ihr edles Betragen sagt mir, daß Sie nicht von dem gemeinen Haufen sind. Es muß Sie ein trauriges Schiksal betroffen haben?

Erast. O mein Herr! Es blieb uns nichts übrig, als ein gutes Gewissen und die Tugend.

Cleon. Mein Freund! wie sind Sie Beneidens-werth! Ich hab' an Glükes-Gütern Überfluß! aber ich würd' es alles mit Entzüken für die Ruhe des Gewissens

hingeben. Ich habe ein Unrecht gethan, das mich immer martert; die Angst folgt wie ein fürchterliches Gespenst jedem meiner Tritte, und, wie es scheint, o Gott! soll es mir nicht so gut werden, es in der Welt wieder gut zu machen. Ja, mein Herr! weinen Sie mit mir, ich bin Ihres Mitleidens werth. O Gott! wie Qual-voll, wie schreklich werden die Tage seyn, die mein graues Alter noch zu leben hat, wenn ich die nicht wieder finde, denen ich Unrecht gethan habe! Mein Herr! Sie sind noch jung; sparen Sie sich, o sparen Sie sich den edeln Schaz eines reinen Gewissens auf ihre grauen Tage. O Gott! was ist das für ein Elend! wie ist es kläglich, wenn seine Qualen uns in dem Abend' unsers Lebens peinigen, und unser graues Alter bis in die Grube verfolgen! Schon lange hab' ich Alter jede Beschwerlichkeit der Reise ausgestanden, um von denjenigen Spuren zu finden, die durch meine Schuld vielleicht, schreklicher Gedanke! in äusserstem Elend' leben, vielleicht ein Hülf-loses Leben schon

geendet haben! Welche Erde dekt ihren Staub? Welcher Himmels-Strich läßt Thau und Regen auf ihr ruhiges Grab fallen? O wüßt' ich's! ich wollte hineilen, meine grauen Loken wollt' ich da auf ihr Grab hinwerfen, wollte da meine übrigen Tage verweinen, und den lang gewünschten Tod erwarten. O ich elender Vater! Sie weinen, mein Freund! Haben Sie Dank für dieß Mitleiden! O ich bin es werth! Gott weiß, ich bin es werth!

Erast. Wie das Elend geschäftig ist, aller Orten Hoffnungen aufzusuchen! Himmel! Nein, es ist nicht, es kann nicht seyn! Mein Herr! O wie bedaur' ich Sie! Sie sind ein unglüklicher Vater, und ich ---

Zehnter Auftritt.

Lucinde, die Vorigen.

Lucinde.

Wie, mein Geliebter! du hältst deinen Ehr-würdigen Gast, der vielleicht müde ist,

so in der feuchten Abend-Luft. Wollen Sie sich nicht bequem machen, mein Herr, so viel unsre Armuth Ihnen Bequemlichkeiten geben kann?

Cleon. Wenn Sie erlauben, so wird Ihre Gesellschaft mir die angenehmste von der Welt seyn.

Simon. Ha! mein Herr! Gott im Himmel, was seh' ich! O! seh' ich recht? Gott im Himmel! was find' ich da bey dem Geld'?

Crast. Himmel! was ist's?

Simon. (Zu Cleon.) Sind Sie es, dessen Name hier auf diesem Zedel steht? (Er giebt ihm ein Papier.)

Cleon. Ja, ich bin's.

Simon. O Gott! so umarmen Sie sich! O ich muß weinen wie ein Kind! Umarmen Sie sich! Das ist Ihr Vater, mein Herr! Das ist Crast, Ihr Sohn, und Lucinde ---

Crast. Gott! wie? O mein Vater! (Er fällt mit Lucinden vor seine Knie'.)

Cleon. Meine Kinder! O Gott! Das Entzücken nimmt mir die Rede. O mein Sohn, meine Tochter! Wie so entstellt!

Gott! was hat meine Ungerechtigkeit dich leiden gemacht! Doch ja; du bist's, du bist mein Sohn! Ich kenne deine, ach durch zu langen Gram zerstörten Gesichts-Züge wieder. Ach Gott! wie wunderbar, wie unvermuthet glüklich!

Crast. Ach mein Vater! mein Vater!

Lucinde. Und ich darf Vater Sie nennen! darf als Ihre Tochter diese Hand mit Freuden-Thränen nezen! O mein Vater!

Simon. (Bringt beyde Söhne von der Hütte her.) Da, Kinder, da kniet auch hin! Wir sind glüklich, mit einmal glüklich. Ha! ich weiß vor Freude nicht, wo ich bin.

Cleon. O steht auf! halte mich, Sohn! Mein Entzüken ist über meine Kräfte. Umarmet mich, umarmet mich alle! Das sind deine Kinder! O seyd mir gesegnet! O Lucinde, meine Tochter, Crast! O Gott im Himmel! du hast meine Qualen geendet. Drey Jahre sind's schon, seit mein erwachtes Gewissen mich mit unaussprechlichen Martern gequält hat; drey Jahre sind's, seit ich in schmerzhafter Krankheit am Ran-

de des Todes bebte, und mein Unrecht gegen dich mir die Erwartung des Todes mit Furcht und Entsezen erfüllte; wie ich auf meinem Bette winselte, Kinder! wie Verzweiflungs-voll ich deinen Namen rief! O Gott! so rief ich, schenke mir Leben und Gesundheit, nimm mich in dieser quälenden Angst nicht hin, bis ich ihn gefunden habe, bis ich in seinen Armen mein Unrecht beklagen kann, und dann versöhnt und mit frohem Gewissen an seiner Brust sterbe. Schon lange hab' ich umsonst dir nachgeforscht, lange umsonst dich gesucht; gesegnete Stunde! wie werden meine alten Tage glüklich seyn! O verzeihet mir, Kinder! verzeihet meine unbilliche Strenge; sie hat mich genug gemartert!

Erast. Mein Vater!

Lucinde. O machen Sie sich keine Vorwürfe! O Gott, thun Sie das nicht! Kommen Sie in die Hütte, wir werden alle einige Erholung nöthig haben.

Erzehlungen

von

Diderot.

An den Leser!

Ich mache mit der Übersezung dieser Erzehlungen Deutschland ein Geschenke, noch ehe Frankreich die Originale gesehen hat: aber ich bin dem Leser die Nachricht schuldig, wie diese beyden Stüke in meine Hände gekommen sind. Da ich meine neuen Idyllen herauszugeben entschlossen war, so war auch mein erstes, darauf zu denken, sogleich, durch eine gute französische Übersezung derselben, schlechtern zuvorzukommen. Wie sehr natürlich war's, darfür zu sorgen; da ich durch die Übersezungen meines Freundes, des Herrn Huber, Beyfall und Freunde bey Ausländern, und besonders in Frankreich erhalten hatte. Ich machte dieß Vorhaben meinen Freunden in Paris bekannt. Herr Diderot, dessen Beyfall und Tadel mir immer schäzbar sind, ließ mir in den freundschaftlichsten Ausdrüken sagen,

daß er mit mir zugleich erscheinen wolle, und sandte mir die Hand-Schrift von diesen beyden Erzehlungen, um sie, mit dem Meinigen verbunden, herauszugeben. Er hatte von meinen neuen Arbeiten noch nichts gesehen: er kannte die ersten, und glaubte, diese müßten's würdig seyn, mit dem Seinigen zu erscheinen. Wie schmeichelhaft mußte mir diese freundschaftliche Zuversicht von einem so grossen Kenner seyn!

Könnte ich ehrenhafter bey seiner Nation erscheinen, als da sie dieses Geschenke von meiner Hand erhält? Könnte ich ehrenhafter vor Deutschland erscheinen, als da ich sie, mit dem Meinigen verbunden, in dieser Übersezung liefere? Ich bin stolz auf dieses öffentliche Zeugniß, das Herr Diderot seinen und meinen Landes-Leuten geben will, daß er mich schäzt und liebt.

Die beyden Freunde von Bourbonne.

Eine Erzehlung.

Es lebten hier ein Paar Leute, man könnte sie den Orest und Pylades von Bourbonne nennen; der eine hieß Olivier, der andre Felix. Sie wurden am gleichen Tage, in dem gleichen Hause und von zwo Schwestern gebohren. Die gleiche Milch nährte sie; denn da die eine von diesen Müttern im Wochen-Bette starb, nahm die andere beyde Kinder zu sich. Mit einander wurden sie erzogen, und blieben immer von andern Kindern abgesondert.' Sie liebten sich, so wie man sein Daseyn, sein Leben genießt, ohne daran zu denken. Jeden Augen-Blik fühlten sie es, und sagten es vielleicht einander niemals. Olivier rettete einmal dem Felix, der ein grosser Schwimmer seyn wollte, und beynahe ertrunken wäre, das Leben; aber keiner von beyden dachte nachher dran. Hundertmal zog Felix den

Olivier aus verdrüßlichen Händeln, worein ihn seine ungestüme Gemüths-Art verwikelte; und niemals fiel es diesem ein, ihm dafür zu danken. Sie giengen mit einander heim, und redten entweder gar nichts, oder von was anderm.

Man looste für die Miliz; und das fatale Billet fiel auf Felix: Das andre ist für mich, sagte Olivier. Sie hielten ihre Dienst-Zeit aus, und kamen ins Land zurüke: ob einander noch lieber als zuvor, das könnte ich eben nicht sagen, Brüderchen! denn wenn gleich wechselseitige Wohlthaten eine überlegte Freundschaft befestigen, so thun sie vielleicht doch bey derjenigen nichts, die ich eine animalische, häusliche Freundschaft nennen möchte. Bey der Armee ward Olivier einst im Gefecht von einem Säbel-Hiebe bedroht, der ihm den Kopf spalten sollte: Maschinen-mässig stellte sich Felix vor den Hieb, und behielt davon eine Narbe. Man behauptet, er sey auf diese Wunde stolz gewesen; ich glaube es aber nicht. Bey Hastenbek zog Olivier den Felix aus

dem Haufen von Todten, unter denen er geblieben war. Wenn man sie fragte, so redten sie zuweilen jeder von der Hülfe, die er von dem andern empfangen; aber niemals von der, die er dem andern geleistet hatte. Olivier redte von Felix, Felix von Olivier; aber sie thaten mit nichts groß. Als sie eine Zeit-lang wieder im Lande waren, verliebten sie sich (zwar von ohngefehr) in das gleiche Mädchen. Nicht die geringste Eifer-Sucht war zwischen ihnen: der erste, der die Leidenschaft seines Freundes gewahr ward, entfernte sich. Es war Felix. Olivier heyrathete; und Felix, des Lebens überdrüssig, ohne zu wissen warum, stürzte sich in allerley gefährliche Gewerbe, und ward zulezt ein Schleich-Händler. Es ist dir bekannt, Bruder, daß in Frankreich vier Gerichts-Kammern sind, wo die Schleich-Händler gerichtet werden: Caen, Rheims, Valence und Toulouse; und daß unter allen vieren die zu Rheims die strengste ist, in welcher ein gewisser Coleau präsidirt; der grausamste Mann, den die Na-

tur je hervorgebracht hat. Felix ward, mit den Waffen in der Hand, ergriffen, vor den Coleau geführt, und, wie fünfhundert andre vor ihm, zum Tode verurtheilt. Olivier vernahm des Felix Schiksal. In einer Nacht steht er seinem Weib von der Seite weg auf; läuft, ohne ihr was zu sagen, gen Rheims; geht zum Richter Coleau, wirft sich zu seinen Füssen, und bittet um die Gnade, den Felix zu sehn und zu umarmen. Coleau sieht ihn an; schweigt eine Weile; winkt ihm, sich zu sezen. Olivier sezt sich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau seine Uhr hervor: Wenn du deinen Freund noch beym Leben sehn und umarmen willst, sagt er zu Olivier, so mache geschwind; er ist jezt auf dem Wege, und, geht meine Uhr recht, so wird er, ehe zehn Minuten vorbey sind, gehangen seyn. Vor Wuth ausser sich steht Olivier auf, versezt mit seinem Stoke dem Richter Coleau einen ungeheuern Streich auf das Genike, der ihn fast todt auf den Boden strekt; läuft gegen den Richt-Plaz; kömmt, schlägt auf

den Henker; schlägt auf die Gerichts-Diener; bringt den Pöbel auf, der ohnedieß schon über solche Hinrichtungen erbittert war. Es fliegen Steine. Felix wird befreyt und entkömmt. Jezt sucht Olivier sich zu retten: aber ein Soldat von der Marechaussee hatte ihm mit dem Bajonet die Seite durchstochen, ohne daß er's fühlte. Er gewinnt das Stadt-Thor, kann aber nicht weiter gehn. Mitleidige Fuhr-Leute sezen ihn auf ihren Karrn; und nur einen Augen-Blik, ehe er den Geist aufgab, ward er vor seine Haus-Thüre gebracht. Kaum hatte er noch Zeit, seinem Weibe zu sagen: Weib, komm her, daß ich dich herze: Ich sterbe! Aber der Narbigte ist gerettet!

Als wir eines Abends nach unsrer Gewohnheit spazierten, sahen wir vor einer Stroh-Hütte ein grosses Weib stehn, und vier kleine Kinder waren zu ihren Füssen. Ihr trauriges, aber entschlossenes Aussehn machte uns neugierig; und unsere Aufmerksamkeit erwekte die ihrige. Erst schwieg sie eine Weile: dann --- Seht da vier kleine

Kinder, sprach sie; ich bin ihre Mutter, und habe keinen Mann mehr! Diese hohe Art, Mitleiden zu erweken, war recht dazu gemacht, uns zu rühren. Wir boten ihr unsre Hülfe an, die sie mit guter Art annahm; und bey diesem Anlasse haben wir die Geschichte Oliviers, ihres Mannes, und seines Freundes, Felix, vernommen. Wir haben sie empfohlen; und ich hoffe, es werde für sie nicht ohne Nuzen gewesen seyn. Und so siehst du wol, mein Freund, daß Hoheit der Seele, und erhabne Eigenschaften, allen Ständen und allen Ländern zukommen; daß oft einer in Dunkelheit stirbt, dem es nur an einem andern Schau-Plaze fehlte; und daß man in einer Stroh-Hütte, oder bey den Irokesen zween Freunde finden kann.

Du verlangst zu wissen, Brüderchen, was aus dem Felix geworden ist. Diese Neugierde ist so natürlich, und ihr Beweg-

Grund so lobens-werth, daß wir uns ein wenig Vorwürfe darüber machten, sie nicht selbst gehabt zu haben. Diesen Fehler wieder gut zu machen, dachten wir zuerst an Herrn Papin, Doktor der Gottes-Gelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne. Allein Mama fand besser, sich bey dem Subdelegat Aubert, einem guten redlichen Manne, dieser Sache halber zu erkundigen. Dieser hat uns folgenden Bericht, auf dessen Wahrheit du zählen kannst, zugeschikt:

„Benannter Felix lebt noch. Den Händen des Gerichts zu Rheims entwischt, floh er in die Wälder der Provinz, wo er während seines Schleich-Handels alle Stege und Wege kennen gelernt, und suchte der Wohnung des Olivier, dessen Schikfal ihm unbekannt war, nach und nach näher zu kommen."

„In dem innersten eines Waldes, wo Sie, Madame, zuweilen spazierten, wohnte ein Kohlen-Brenner, dessen Hütte dergleichen Leuten zur Zuflucht diente, und

zugleich die Niederlage ihrer Waaren und Waffen war. Nicht ohne Gefahr, in die Neze der Marechaussee zu fallen, die ihm auf dem Fusse nachfolgte, gieng Felix dahin: einige seiner Mitgenossen hatten die Nachricht von seinem Verhaft zu Rheims schon überbracht, und der Kohlen-Brenner und seine Frau hielten ihn bereits für hingerichtet, als er vor ihnen erschien."

„Ich will es erzehlen, wie ich's von der Kohlen-Brennerin gehört habe, die vor nicht gar langer Zeit gestorben ist."

„Ihre Kinder, welche um die Hütte herschlenderten, sahen ihn zuerst: indem er sich verweilte, das jüngste zu liebkosen, dessen Pathe er war, giengen die andern in die Hütte, und schrien: Felix! Felix! Vater und Mutter kamen heraus, und wiederholten das gleiche Freuden-Geschrey: aber der Elende war von Müdigkeit und Hunger so abgemattet, daß er nicht Kräfte hatte zu antworten, und beynahe ohnmächtig in ihre Arme sank."

„Die guten Leute sprangen ihm bey, mit

allem was sie hatten. Sie gaben ihm Brod, Wein, und etwas Gemüs. Er saß und schlief ein."

„Sein erstes Wort, so bald er erwachte, war Olivier! Kinder, wißt ihr nichts von Olivier? Sie sagten ihm Nein. Er erzehlte ihnen die Begebenheiten zu Rheims, brachte die Nacht und den folgenden Tag bey ihnen zu; seufzte und jammerte um Olivier, den er im Gefängnisse zu Rheims glaubte. Er wollte dahin gehn; gehn, mit ihm zu sterben. Es kostete den Kohlen-Brenner und die Kohlen-Brennerin nicht wenig Mühe, ihn davon abzubringen."

„Um die Mitte der andern Nacht nahm er eine Flinte, und einen Säbel unter den Arm, rief mit leiser Stimme dem Kohlen-Brenner --- Kohlen-Brenner! --- Felix! --- Nimm die Axt, wir wollen gehn --- Wohin? --- Schöne Frage! Zu Olivier. --- Sie gehn: aber, indem sie aus dem Walde kommen, werden sie von einem Haufen der Marechaussee umringt."

„Ich berufe mich auf das, was mir die

Kohlen-Brennerin gesagt hat; denn es ist unerhört, daß zween Männer zu Fuß sich gegen zwanzige zu Pferde haben halten können. Vermuthlich waren diese zerstreut, und wollten ihren Fang lebendig haben. Dem sey nun wie ihm wolle, das Gefecht war hizig; fünf Pferde wurden lahm geschossen, und sieben Reuter mit dem Säbel oder mit der Axt niedergehauen. Der arme Kohlen-Brenner blieb von einem Schuß in den Schlaf todt auf dem Plaze. Felix erreichte den Wald wieder und lief, denn er war von ungläublicher Behendigkeit, von einer Stelle zur andern; lud im Lauf seine Flinte, schoß, pfif. Dieses Pfeifen, diese Flinten-Schüsse, zu verschiedner Zeit, von verschiednen Orten her gehört, jagten den Reutern der Marechaussee die Furcht ein, es müsse eine ganze Parthey Schleich-Händler da seyn. Sie zogen sich eilends zurük."

„Kaum sah sie Felix in der Ferne, so kehrte er wieder auf den Kampf-Plaz, lud des Kohlen-Brenners Leiche auf seine Schultern, und nahm den Rükweg zur Hütte, wo

die Kohlen-Brennerin und ihre Kinder noch schliefen. Bey der Thüre stand er still, legte den Leichnam vor seine Füsse, und sezte sich, den Rüken an einen Baum gelehnt, und das Gesicht gegen den Eingang der Hütte gekehrt, nieder. Dieß war der Anblik, der auf die Kohlen-Brennerin wartete, wenn sie ihre Hütte öffnen würde."

„Sie erwacht, und findet den Mann nicht an ihrer Seite. Ihre Augen suchen den Felix. Kein Felix ist da. --- Sie steht auf, geht hinaus; sie sieht, schreyt, fällt rükwärts zu Boden. Ihre Kinder laufen hinzu, sehen, schreyen, wälzen sich auf ihren Vater, wälzen sich auf ihre Mutter. Durch den Lärm und durch das Geschrey ihrer Kinder wieder zu sich selbst gebracht, zerrauft sich die Kohlen-Brennerin die Haare, zerfleischt ihre Wangen. Felix, am Fusse seines Baumes unbeweglich, die Augen zugeschlossen, den Kopf rükwärts hängend, schreyt mit erstorbner Stimme: Tödtet mich! Einen Augen-Blik wird es stille; dann fängt der Jammer und das Geschrey wieder an,

und Felix ruft wieder: Tödtet mich! Kinder, aus Erbarmen tödtet mich!"

„So brachten sie drey Tag' und drey Nächte mit Jammern zu. An der vierten sagte Felix zu der Kohlen-Brennerin: Weib, nimm deinen Quersak; thu Brod darein, und folge mir! --- Nach einem langen Umweg' über unsre Berge, und durch die Wälder, langten sie endlich bey Oliviers Hause an, welches, wie Sie wissen, am Ende des Flekens ligt, wo sich die Strasse in zween Wege theilt, davon der eine in Burgund, der andre in Lothringen führt."

„Hier sollte Felix Oliviers Tod vernehmen, und sich zwischen den Wittwen zweener Männer befinden, die um seinetwillen ermordet worden. Er geht hinein. Hastig fragt er Oliviers Weib: Wo ist Olivier? Aus ihrem Stillschweigen, aus ihrer Kleidung, aus ihren Thränen merkt er, daß Olivier nicht mehr ist. --- Plözlich wird ihm übel; er fällt, und zerstößt sich den Kopf an dem Baktrog. Die beyden Wittwen hoben ihn auf; sein Blut floß auf sie herab,

und beyde suchten es mit ihren Schürzen zu stillen: Und ihr seyd ihre Weiber, rief er, indem sie damit beschäftigt waren, und helfet mir! Dann ward er ohnmächtig, dann kam er wieder zu sich selbst, und seufzend rief er: Warum ließ er mich nicht? Warum mußt' er gen Rheims kommen? Warum ließ man ihn gehen? --- Endlich war er überall verrükt: er gerieth in Wuth; wälzte sich auf dem Boden, und zerriß seine Kleider. In einem solchen Anfall zog er seinen Säbel, und wollte sich tödten: aber die beyden Weiber warfen sich auf ihn, riefen um Hülfe, und die Nachbarn liefen herbey; man band ihn mit Striken, und ließ ihm sieben bis achtmal zur Ader. Mit der Erschöpfung seiner Kräfte legte sich endlich die Wuth; drey oder vier Tage blieb er wie todt. Nach Verfluß derselben kam er wieder zum Verstande. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, schaut er um sich her: Wo bin ich? Weiber, wer seyd ihr? --- Ich bin die Kohlen-Brennerin, antwortete ihm die eine. --- Ach ja, die Kohlen-Bren-

nerin! --- Und ihr? --- Oliviers Weib schwieg. Dann fieng er an zu weinen, wandte sich gegen die Mauer: --- Ich bin bey Olivier, sagte er schluchzend --- dieß Bett ist Oliviers Bett --- und dieses Weib hier war sein Weib! Ach!"

„Die beyden Weiber trugen so viel Sorge für ihn; flößten ihm so viel Mitleiden ein; baten ihn so dringend, doch zu leben; stellten ihm so rührend vor, er sey ihre einzige Zuflucht, daß er sich zulezt beruhigen ließ."

„Die ganze Zeit über, da er in diesem Hause blieb, legte er sich niemals zu Bette. Des Nachts gieng er aus, irrte im freyen Felde herum, wälzte sich auf der Erde, rief dem Olivier. Immer folgte ihm eine von den Weibern nach, und führte ihn beym Anbruch des Tages wieder heim."

„Verschiedene Leute wußten, daß er in Oliviers Hause war; darunter gab es auch übelgesinnte; und beyde Weiber zeigten ihm die Gefahr, welcher er sich aussezte. Es war eines Nachmittags; Felix saß auf einer

Bank, den Säbel auf seinen Knien, die Ell-bogen auf einen Tisch gestüzt, und beyde Fäuste auf seinen Augen. Zuerst antwortete er nichts. Oliviers Weib hatte einen Knaben von siebenzehn bis achtzehn Jahren; die Kohlen-Brennerin ein Mädchen von fünfzehn. Kohlen-Brennerin, sagte er plözlich zu ihr; geh, suche deine Tochter, und bringe sie her! Er hatte einige Mann-Werke Wiesen, und verkaufte sie. Die Kohlen-Brennerin gieng, und kam mit ihrer Tochter zurük. Oliviers Sohn heyrathete sie. Felix gab ihnen das Geld von seinen Wiesen, umarmte sie, bat mit Thränen um Verzeihung. Sie liessen sich in der Hütte nieder, wo sie noch sind, und den übrigen Kindern Vater- und Mutter-Stelle vertreten. Die beyden Wittwen blieben bey einander; und Oliviers Kinder hatten einen Vater, und zwo Mütter."

„Beynahe vor anderthalb Jahren starb die Kohlen-Brennerin, und Oliviers Weib beweint sie noch täglich."

„Eines Abends, da sie den Felix be-

lauschten, (denn eine von beyden behielt ihn immer im Auge) sahen sie, daß er in Thränen zerfloß. Stillschweigend strekte er seine Arme gegen die Thür aus, die ihn von denselben trennte. Dann schikte er sich an, seinen Bündel zu paken. Sie sagten ihm nichts; denn sie sahen nur gar zu wol, wie nöthig seine Abreise war. Ohne etwas zu reden, assen sie alle drey zunacht. In der Nacht stand Felix auf; die Weiber schliefen nicht. Auf den Zehen gieng er gegen die Thür: da stand er still, sah nach dem Bette beyder Weiber um, wischte die Augen mit den Händen, und gieng fort. Die beyden Weiber drükten einander in die Arme, und brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man weiß nicht, wohin er sich flüchtete; es vergieng aber selten eine Woche, daß er ihnen nicht etwas zur Unterstüzung schikte."

„Der Wald, wo die Tochter der Kohlen-Brennerin mit Oliviers Sohne lebt, gehört einem Herrn Clerc von Ranconnieres, der sehr reich und Herr eines andern Dorfs, in

diesen Gegenden, mit Namen Courcelles, ist. Eines Tags, da Herr von Ranconnieres oder Courcelles, wie Sie lieber wollen, in seinem Forst jagte, kam er zu des jungen Oliviers Hütte, gieng hinein, scherzte und besprach sich mit dessen Kindern, welche ganz hübsch sind. Die Figur der Frau war auch nicht schlecht; sie gefiel ihm. Der standhafte Ton des Mannes, der viel von seinem Vater hatte, nahm ihn ein. Er vernahm die Begebenheiten ihrer Eltern; versprach, für Felix um Gnade zu bitten; that es, und erhielt sie."

„Felix trat bey dem Herrn von Ranconnieres in Dienste. Er gab ihm die Stelle eines Wild-Meisters."

„Ungefehr zwey Jahre hatte er im Schlosse Ranconnieres gelebt, und immer einen guten Theil seiner Besoldung den Wittwen zugeschikt, als ihn der Eifer für seinen Herrn, und die Dreistigkeit seines Charakters, in einen Handel verwikelten, der im Anfang nichts zu bedeuten hatte, aber die verdrüßlichsten Folgen nach sich zog."

„Herr von Ranconnieres hatte zu Courcelles den Herrn von Fourmont, Präsidialrath zu Ch**, zum Nachbar. Beyde Häuser waren nur durch einen Wehr-Stein abgesondert, welcher der Thüre des Herrn von Ranconnieres etwas ungelegen stand, und das Einfahren der Kutschen unbequem machte. Herr von Ranconnieres ließ ihn einige Schuhe gegen Herrn Fourmont zurüksezen; dieser schob ihn wieder eben soviel gegen den Herrn von Ranconnieres. Daraus entstuhnd Haß, Schimpf-Reden, und ein Proceß zwischen beyden Nachbarn. Der Proceß vom Wehr-Stein veranlaßte zween oder drey andere, beträchtlichere. So standen die Sachen, als eines Abends Herr von Ranconnieres mit seinem Wild-Meister von der Jagd zurükkam, und auf der Strasse die Herren Fourmont, den Rath, und seinen Bruder, den Officier, antraf. Bruder, sagte der leztere, wie, wenn man diesem alten H** das Gesicht zerfezte? Was meinst du? --- Dieses hörte der Herr von Ranconnieres nicht; aber zum Unglüke Felix, der

sich dreist gegen den jungen Herrn wandte. Mein Herr Officier, sprach er zu ihm, solltet ihr wol Herz genug haben, euch auch nur anzuschiken das zu thun, was ihr gesagt habt? Zugleich legte er seine Flinte nieder, und die Hand an den Griff seines Säbels, ohne den er niemals ausgieng. Der junge Officier zieht den Degen, und geht auf den Felix los; Herr von Ranconnieres läuft hinzu, stellt sich in die Mitte, und faßt seinen Wild-Meister. Inzwischen ergreift der Officier die Flinte, die auf dem Boden ligt, schießt auf Felix, und verfehlt ihn; dieser antworket mit einem Säbel-Hieb, daß dem jungen Herrn der Degen aus der Hand, und damit die Hälfte des Armes zu Boden fällt. --- Und daraus erwächst ein Criminal-Handel noch über drey oder vier Civil-Processe. Felix ward ins Gefängniß gesperrt. Es erfolgten schrekliche Proceduren: eine oberkeitliche Person ward ihres Standes entsezt und beynahe geschändet; ein Officier ward vom Dienst ausgeschlossen; Herr von Ranconnieres starb vor Ver-

druß; und Felix, dessen Verhaft noch immer fortwährte, blieb der ganzen Rache der Fourmont ausgesezt. Sein Ende wäre unglüklich geworden, hätte ihm die Liebe nicht ausgeholfen. Des Stok-Meisters Tochter verliebte sich in ihn und bahnte ihm den Weg zur Flucht. Dieß ist wenigstens die allgemeine Vermuthung. Er gieng nach Preussen, wo er noch jezt unter dem Garde-Regimente steht. Man sagt, er sey seinen Cameraden lieb, und sogar dem Könige bekannt. Sein Soldaten-Namen ist der Traurige. Oliviers Wittwe hat mir gesagt, er fahre noch immer fort, sie zu unterstüzen."

„Dieß ist nun alles, Madame, was ich von des Felix Geschichte erfahren konnte. Ich füge meinem Bericht einen Brief von Herrn Papin, unserm Pfarrer, bey. Was er enthält, weiß ich nicht; ich fürchte aber sehr, der arme Priester, dessen Verstand ein bischen schmal, und das Herz ziemlich schlimm ist, schreibe ihnen von Olivier und Felix nach seinen Vorurtheilen. Ich be-

schwöre Sie demnach, halten Sie sich lieber an diesen Bericht, auf dessen Wahrheit Sie zählen können; und an Ihr eigenes gutes Herz, das Ihnen besser rathen wird, als der vornehmste Casuist von der Sorbonne, welches Herr Papin nicht ist."

Brief

von

Herrn Papin,

Doktor der Gottesgelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne.

„Ich weiß nicht, Madame, was Ihnen der Herr Subdelegat von Olivier und Felix erzehlt haben mag, noch was für Antheil Sie an dem Schiksal der zween Strassen-Räuber nehmen können, die alle ihre Schritte in dieser Welt mit Blut besudelt haben. Die Vorsehung, welche den einen gestraft, hat dem andern einige Augen-Blike Frist gelassen, die er sich, wie ich sehr befürchte, nicht zu Nuze machen wird: aber der Wille Gottes geschehe! Ich weiß, daß es hier Leute giebt, (und ich würde mich nicht wundern, wenn der Herr Subdelegat unter der Zahl wäre) die von diesen zween Menschen,

als von Mustern einer ausserordentlichen Freundschaft, reden. Aber was ist die erhabenste Tugend in den Augen Gottes, wenn sie von den Empfindungen der Gottseligkeit, von der Ehr-Furcht, die der Kirche und ihren Dienern gebührt, und von der Unterwerfung gegen das Gesez des weltlichen Oberherrn entblößt ist? Olivier ist unter seiner Haus-Thüre ohne Sacramente gestorben: und als ich zu Felix, der sich bey den zwo Wittwen befand, berufen ward, konnte ich niemals was anders herausbringen, als den Namen Olivier; kein Zeichen der Religion; kein Merkmal der Busse! Ich finde auch nicht die geringste Spur, daß er je vor einem Beicht-Stuhl erschienen sey Oliviers Weib ist eine stolze Creatur, die sich bey mehr als einer Gelegenheit gegen mich vergangen hat. Unter dem Vorwande, daß sie lesen und schreiben kann, glaubt sie sich im Stand, ihre Kinder zu erziehen; und man sieht diese weder in der Schule, noch in meinen Unterweisungen. Urtheilen Sie daraus, Madame, ob Leute von dieser Art

Ihrer Gutthaten würdig sind! Das Evangelium empfiehlt uns das Mitleiden gegen die Armen unablässig: allein durch eine gute Wahl der Elenden verdoppelt man den Werth seiner Allmosen; und niemand kennt die wahren Dürftigen besser, als ein gemeinschaftlicher Hirt der Armen und Reichen. Wollten Sie, Madame, mich mit Ihrem Zutrauen beehren, so würde ich vielleicht die Proben Ihrer Wohlthätigkeit auf eine solche Weise anwenden, welche für die Armen nützlicher, und für Sie verdienstlicher wäre."

„Ich bin mit Hochachtung," u. s. f.

Die Frau von *** dankte dem Herrn Subdelegat Aubert für seine Gefälligkeit, und schikte ihre Allmosen mit folgendem Briefchen an den Herrn Papin:

„Mein Herr! Ich bin Ihnen für Ihren weisen Rath sehr verbunden. Ich gestehe Ihnen, die Geschichte dieser beyden Leute hatte mich gerührt; und Sie werden mir beystimmen, daß das Beyspiel einer so auf-

serordentlichen Freundschaft recht dazu gemacht war, ein gutes und empfindliches Herz zu verführen: aber Sie haben mich zurechtgewiesen, und ich hab' es begriffen, daß es besser ist, christlichen und unglüklichen Tugenden Beystand zu leisten, als bloß natürlichen und heidnischen. Ich bitte Sie, die geringe Summe, die ich Ihnen sende, anzunehmen, und sie nach einer klügern Mildthätigkeit auszutheilen, als die meinige nicht ist."

„Ich habe die Ehre zu seyn," u. s. f.

Man wird sich leicht vorstellen, daß die Wittwen Olivier und Felix an den Allmosen der Frau von *** nicht den geringsten Antheil bekamen. Felix starb; und das arme Weib wäre mit ihren Kindern vor Elend zu Grunde gegangen, hätte sie sich nicht in den Wald zu ihrem ältern Sohne geflüchtet, wo sie, ihres hohen Alters ungeachtet, arbeitet, und sich mit ihren Kindern und Enkeln ernährt, so gut sie kann.

Und so giebt es denn dreyerley Arten Erzehlungen? --- Es giebt ihrer wol mehr, werdet ihr mir sagen. --- Ich bin's zufrieden: aber ich unterscheide für's erste die Erzehlung nach der Weise Homers, Virgils, Tasso's; und nenne sie die wunderbare Erzehlung. In dieser wird die Natur vergrössert, die Wahrheit ist hypothetisch; und wenn der Erzehler das einmal gewählte Maaß durchaus beobachtet; wenn sowol in der Handlung, als in dem Ausdruk alles diesem Maaß entspricht, so hat er die Stuffe der Vollkommenheit erreicht, welche die Art seiner Arbeit zuläßt; und ihr könnt nichts mehr von ihm fodern. So bald ihr in sein Gedicht eingeht, sezt ihr den Fuß in ein unbekanntes Land, worinn nichts so zugeht, wie in demjenigen, wo ihr wohnet; sondern wo alles im Grossen geschieht, wie hingegen um euch her im Kleinen. Demnach giebt es eine scherzhafte Erzehlung, nach der Art der Lafontaine, Vergiers, Ariosts, Hamiltons; wo der Erzehler weder die Nach-

ahmung der Natur, noch die Wahrheit noch die Täuschung zum Zweke hat; er schwingt sich in ganz eingebildete Sphären empor. Sagt diesem: Sey aufgewekt, Sinnreich, abwechselnd, original, und sogar ausschweifend; ich bin's zufrieden: aber täusche mich durch die Schilderung der Umstände; das Bezaubernde der Form verberge mir immer die Unwahrscheinlichkeit des Grund-Stoffs. Und wenn dieser Erzehler das leistet, was wir hier von ihm fodern, so hat er alles gethan. Endlich giebt es noch die historische Erzehlung, wie die Novellen des Scarron, Cervantes, u. dgl. sind. --- Weg, mit den historischen Erzehlungen, und mit dem Erzehler! Er ist ein matter, frostiger Lügner. --- Allerdings, wenn er sein Hand-Werk nicht versteht. Er sezt sich's vor, euch zu betrügen; er sizt im Winkel euers Feuer-Herds, und hat die strenge Wahrheit zum Gegenstande: er will, daß man ihm glaube; will interessiren, rühren, hinreissen, erschüttern, die Haut schauern, und Thränen fliessen machen. Wirkungen,

die man ohne Beredsamkeit und Poesie nicht hervorbringt. Aber die Beredsamkeit ist eine Art von Lügen, und nichts hindert die Illusion mehr als die Poesie. Beyde vergrössern, erweitern, übertreiben, erweken Mißtrauen. Wie wird es denn dieser Erzehler angreifen, euch zu betrügen? So: Er wird in seine Erzehlung kleine Umstände, die genau mit der Sache verbunden sind, so einfältige, so natürliche, und dabey doch so schwer zu erfindende Züge streun, daß ihr euch genöthigt fühlen werdet, bey euch selbst zu sagen: Mein Treu, das ist wahr! Dergleichen Dinge erfindt man nicht. So wird er die Vergrösserung der Beredsamkeit und Poesie wieder gut machen; so wird die Wahrheit der Natur das Blendwerk der Kunst verbergen, und er wird widersprechend scheinende Forderungen erfüllen: nämlich zugleich ein Geschicht-Schreiber und ein Poet, wahrhaft und ein Lügner seyn. Ein Beyspiel, von einer andern Kunst entlehnt, wird vielleicht besser begreiflich machen, was ich sagen will. Ein Künstler mahlt einen Kopf

auf seine Lein=Wand; alle Formen sind stark, groß und Regel=mässig; es ist das vollkommenste, auserlesenste Ganze. Wenn ich es betrachte, so fühl' ich Ehr=Furcht, Bewunderung, Schreken. Ich suche das Modell dazu in der Natur, und find es nicht. In Vergleichung damit ist alles schwach, klein, nichtsbedeutend: Dieses ist ein Ideal=Kopf, fühl' ich bey mir selber. Aber der Künstler lasse mich eine kleine Narbe an der Stirne dieses Kopfes, oder eine Warze am Schlaf, eine unmerkliche Naht an der Unterlippe wahrnehmen --- und der Kopf, der mir ein Ideal war, wird augenbliklich ein Portrait. Ein Merkmal von Poken am Augen=Winkel oder neben der Nase --- und dieses Weiber=Gesicht ist nicht mehr das Gesicht der Venus, es ist das Gesicht einer Nachbarin. Ich würde also unsern historischen Erzehlern sagen: Eure Figuren sind schön, wenn ihr wollt; aber die Warze am Schlaf, die Naht an der Lippe, das Merkmal der Poken neben der Nase, welche sie zu wahrhaften Figuren machen würden,

mangelt ihnen. Und, wie mein Freund Cailleau sagte: Ein wenig Staub auf meine Schuhe, und ich komme nicht aus meiner Kammer, ich komme vom Land zurük.

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Hor. Art. Poët.

Und jezt noch ein bischen Moral auf ein bischen Poetik. Das steht so gut! --- Felix war ein Bettler, der nichts hatte. Olivier war ein andrer Bettler, der nichts hatte. Sagt das gleiche vom Kohlen-Brenner, von der Kohlen-Brennerin und von den übrigen Personen dieser Erzehlung, und zieht daraus überhaupt diesen Schluß, daß es selten eine vollkommne, wahre Freundschaft geben kann, als zwischen Menschen, die nichts haben. Alsdann macht ein Mensch das ganze Glük seines Freundes, und der

Freund das ganze Glük dieses Menschen aus. Daher die Erfahrungs-Wahrheit, daß das Unglük alle Bande fester knüpft --- und der Stoff zu einem kleinen Paragraphe mehr, für die erste Ausgabe des Buches de l'Esprit.

Unterredung

eines Vaters mit seinen Kindern.

Oder:

Von der Gefahr,

sich über die Geseze wegzusezen.

Mein Vater, ein Mann von ausnehmendem Verstand, war wegen seiner strengen, frommen Redlichkeit in der ganzen Provinz berühmt. Mehr als einmal ward er von seinen Mitbürgern zum Schieds-Mann gewählt, und Fremde, die er nicht kannte, vertrauten ihm oft die Vollziehung ihres lezten Willens. Die Armen beweinten seinen Verlust, als er starb. So lang er krank lag, gaben groß und kleine zu erkennen, wie viel Antheil sie an seiner Erhaltung nähmen; und als man wußte, daß er sich seinem Ende nahete, trauerte die ganze Stadt. Immer wird sein Bild meinem Ge-

dächtniß gegenwärtig seyn. Mich dünkt, ich sehe ihn in seinem Arm-Sessel, mit seiner ruhigen Gebehrde und dem heitern Gesichte. Mich dünkt, ich hör' ihn noch. Hier ist die Geschichte eines von unsern Abenden, und das Muster von der Anwendung der andern.

Es war Winter, und wir sassen einmal beym Feuer um ihn her: der Abbe, meine Schwester, und ich. Mein Sohn, sagte er nach einem Gespräche über die Unbequemlichkeiten eines berühmten Namens zu mir: Mein Sohn, wir haben beyde in der Welt Geräusch gemacht; aber mit dem Unterschiede: Das Geräusch, welches du mit deinem Werk-Zeuge machtest, hat dich selbst, und das, welches ich mit dem meinigen machte, hat andre um ihre Ruhe gebracht. Nach diesem guten oder schlechten Scherze des alten Hammer-Schmieds fieng er an zu staunen, und uns mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit anzusehen. Worüber staunet ihr, mein Vater, fragte der Abbe? Daß, versezte er, der Ruf eines rechtschaff-

nen Mannes, der wünschens-würdigste unter allen, auch seine Gefahren hat, selbst für den, der ihn verdient. Noch schauert mir, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, wenn ich daran denke. Würdet ihr's wol glauben, meine Kinder? Einmal in meinem Leben stand ich im Begriff, euch zu Grunde, ja, euch durchaus zu Grunde zu richten. Der Abbe. Und wie das? Mein Vater. Wie das? Ihr sollt es hören.

Ehe ich anfange, (sprach er zu meiner Schwester) Mädchen, lege mir das Kopf-Küssen höher; es ist zu tief heruntergesunken. Und du, (sprach er zu mir) mache meinen Schlaf-Rok zu; das Feuer brennt mich an die Beine. --- Ihr alle habt ja den Pfarrer zu Thivet gekannt? Meine Schwester. Den guten alten Priester, der in seinem hundertsten Jahr an einem Morgen seine vier Meilen machte? Der Abbe. Der, hundert und ein Jahr alt, verschied, als er den Tod eines Bruders vernahm, welcher bey ihm gewohnt, und

das neun und neunzigste erreicht hatte? Mein Vater. Eben den. Der Abbe. Nun denn? Mein Vater. Nun denn: Seine Erben, arme Leute, die, auf den Strassen, auf dem Lande und bey den Kirch-Thüren zerstreut, ihr Leben im Bettel zubrachten, schikten mir eine Procur, die mich bevollmächtigte, an Ort und Stelle zu gehen, und für die Sicherheit der Verlassenschaft ihres Vetters, des verstorbnen Pfarrers, zu sorgen. Wie hätt' ich armen Leuten einen Dienst abschlagen sollen, den ich verschiednen reichen Familien geleistet hatte? Ich gieng gen Thivet, wandte mich an das Gericht des Orts, ließ besiegeln, und erwartete die Ankunft der Erben, welche auch nicht säumten zu kommen. Es waren ihrer zehn bis zwölfe: Weiber ohne Strümpfe, ohne Schuhe, beynahe überall naket, welche Kinder, in ihre elenden Schürzen gehüllt, an der Brust hielten: mit Lumpen behängte Alte, die sich hieher geschleppt, und einen Bündel zerrissener Kleider, in andre Fezen eingewikelt, am

Stok über die Achsel trugen. Ein Auftritt des scheußlichsten Elends! --- Stellt euch daraus die Freude der Erben bey dem Anblik von zehntausend Franken vor, die einem jeden von ihnen zu Theil werden sollten: denn, nur obenhin gerechnet, mochte die Erbschaft des Pfarrers zum wenigsten auf hunderttausend Franken kommen. Man nimmt das Siegel ab, ich fahre den ganzen Tag mit Inventiren fort: es wird Nacht, diese Elenden entfernen sich, und ich bleibe ganz allein da: denn ich mußte eilen, sie in den Besiz dieses Erbs zu sezen, und zu beurlauben, um wieder bald zu meinen eignen Geschäften zu kehren. Unter einem Schreibtische stand ein alter Kuffer, ohne Dekel, und voll allerley unnüzer Zeddel, alter Briefe, Sudel zu Antworten, verjährter Quittungen, unnüzer Empfang-Scheine, Ausgab-Rödeln, u. dgl. Aber in einem solchen Falle wird alles gelesen; man übergeht nichts. Mit dieser verdrüßlichen Musterung nun war ich bald am Ende, als mir eine ziemlich weitläufige

Schrift in die Hand fiel: und diese Schrift wißt ihr wol, was es war? --- Ein Testament! vom Pfarrer unterschrieben! Ein Testament, dessen Datum so alt war, daß die, welche er zu desselben Vollziehern ernannte, seit zwanzig Jahren todt sind! Ein Testament, worinn er die armen Leute, die um mich her schliefen, auf die Seite, und die Fremins, die reichen Buch-Händler von Paris, die du kennen mußt, zu Universalerben einsezte. Ich überlasse es euch, von meinem Erstaunen, von meinem Kummer zu urtheilen. Denn, was sollt' ich nun mit dieser Schrift anfangen? Sie verbrennen. Warum nicht? Trug sie nicht alle Merkmale der Verwerfung? Zeugten nicht, sowol der Ort, wo ich sie gefunden, als die Papiere, womit sie vermengt lag, und denen sie gleichete, schon wider sie, ohne von ihrer schreyenden Ungerechtigkeit nur ein Wort zu sagen? So dacht' ich bey mir selbst; und da ich mir zugleich die Untröstlichkeit dieser armen, in ihrer Hoffnung betrognen, beraubten Erben vorstellte, rük-

te ich mit dem Testament allmählich zum Feuer: allein, andre Gedanken, die sich den ersten in den Weg legten; ich weiß nicht was für eine Angst, mich in der Entscheidung eines so wichtigen Falls zu betrügen; Mißtrauen in meine Einsichten; die Furcht, ich möchte mehr der Stimme des Mitleids, die im innersten meines Herzens rief, als der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben; dieß alles hielt mich plözlich zurük, und ich brachte die übrige Nacht mit Zweifeln zu, ob ich diese unbilliche Acte, die ich verschiedne Male, unentschlossen, ob sie fallen zu lassen oder zurükzuziehen, über die Flamme hielt, verbrennen sollte oder nicht. Der lezte Entschluß gewann. Eine Minute früher oder später, würde der entgegengesezte gewonnen haben. In meiner Verlegenheit glaubt' ich, es wäre klug, jemand Verständigen um Rath zu fragen. Mit Anbruch des Tags seze ich mich zu Pferde; eile über Kopf und Hals in die Stadt, bey meinem Haus, ohne hineinzugehn, vorbey, und steige bey dem Se-

minarium ab, welches damals die Peres de l' Oratoire inne hatten, von denen einer wegen seiner gründlichen Einsichten und heiligen Wandels vorzüglich berühmt war; nämlich ein gewisser Pater Bouin, der im ganzen Kirch-Sprengel den Ruhm des größten Casuisten hinterließ.

So weit war mein Vater in seiner Erzehlung gekommen, als Doktor Bissei, der Freund und Arzt unsers Hauses, hineintrat. Er erkundigte sich nach der Gesundheit meines Vaters; fühlte ihm den Puls; that etwas zu seiner Lebens-Ordnung hinzu, und etwas davon, nahm einen Sessel, und fieng an mit uns zu schwazen.

Mein Vater fragte ihn um Nachricht von einigen seiner Kranken, und unter andern von einem alten diebischen Intendent bey Herrn Mesangere, gewesnen Maire unsrer Stadt. Dieser Intendent hatte die Sachen seines Herrn in Unordnung und Verfall gebracht, unter dessen Namen falsche Darlehne aufgenommen, wichtige Schriften auf die Seite geschafft, sich gewisse Fonds zu-

geeignet, und kurz unzählige Schelmen-Streiche begangen, die größten Theils erwiesen waren; und es stand eben auf dem Punkt, daß er um Ehr' und Gut, wo nicht gar um den Kopf, kommen sollte. Dieser Handel beschäftigte damals die ganze Provinz. Der Mensch befände sich sehr schlimm, sagte der Doktor; doch hätt' er die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn wieder herzustellen. Mein Vater. Das heißt ihm einen sehr schlimmen Dienst erweisen. Ich. Und ein sehr schlimmes Werk thun. Doktor Bissei. Ein schlimmes Werk? Und warum das, wenn es Ihnen beliebt? Ich. Darum, weil es in dieser Welt so viele Bösewichter giebt, daß es eben nicht nöthig ist, diejenigen zurükzuhalten, die Lust haben daraus wegzugehen. Doktor Bissei. Ihn zu heilen ist meine Sache, nicht ihn zu richten. Ich will ihn heilen, weil es mein Hand-Werk ist; hernach wird ihn die Obrigkeit hängen lassen, weil solches das ihrige ist. Ich. Aber, Herr Doktor, es giebt einen Beruf, der jedem rechtschaffnen Bürger,

Ihnen und mir, gemein ist: nämlich nach allen Kräften zum Nuzen des gemeinen Wesens zu arbeiten. Und die Erhaltung eines Missethäters, von dem die Geseze es unverzüglich befreyen werden, ist, dünkt mich, kein Nuzen für dasselbe. Doktor Bissei. Wem kömmt es aber zu, ihn für einen Missethäter zu erklären? Etwann mir? Ich. Nein; aber seinen Handlungen. Doktor Bissei. Und wem kömmt es zu, über seine Handlungen zu sprechen? mir? Ich. Nein. Aber erlauben Sie mir, Herr Doktor, den Fall ein wenig zu ändern, und anzunehmen, die Verbrechen eines kranken Missethäters seyn öffentlich bekannt; man beruft Sie; Sie kommen eilends hin, öffnen die Umhänge, und erkennen Cartouche oder Nivet? Würden Sie Cartouche oder Nivet gesund machen? — Doktor Bissei stand einen Augen-Blik an, antwortete aber standhaft: Ja; er würde den Namen des Kranken vergessen, und sich allein mit seiner Krankheit beschäftigen; das wäre die einzige Sache, wovon es ihm

erlaubt sey zu urtheilen: denn, einen Schritt weiter, würd' er bald nicht mehr wissen, wo stillstehen. Das hiesse das Leben des Menschen der Unwissenheit, den Leidenschaften und Vorurtheilen preisgeben, wenn die Untersuchung der Sitten und des Wandels eines Kranken der Verordnung des Arztes vorgehen müßte. Was Sie mir von Nivet sagen, das würde mir ein Jansenist von einem Molinisten, ein Catholik von einem Protestanten sagen. Entfernen Sie mich von Cartouches Bette, so wird mich ein Fanatiker von dem Bette eines Atheisten jagen. Das Maaß der Arzneyen zu bestimmen, daß giebt schon Arbeit genug, ohne sich mit dem Maaß der Sünden zu beladen, ob solche es erlauben, jene anzuwenden, oder nicht. --- Aber, Herr Doktor (versezte ich), wenn der erste Versuch, den der Bösewicht, nach Ihrer schönen Cur, mit seiner Genesung anstellte, dieser wäre, Ihren Freund zu ermorden, was würden Sie sagen? Legen Sie die Hand auf Ihr Herz; würd' es Sie nicht gereuen, ihn ge-

heilt zu haben? Würden Sie nicht mit Bitterkeit ausrufen: Warum hab' ich ihm geholfen? warum ließ ich ihn nicht sterben? Wäre das nicht genug, den ganzen Rest Ihres Lebens zu verbittern? Doktor Bissei. Gewiß würde mich der Kummer aufreiben; aber Gewissens-Unruhe würd' ich darum nicht fühlen. Ich. Und was für Unruhe könnten Sie denn wol deswegen fühlen, daß Sie einen rasenden Hund, ich sage nicht getödtet hätten, denn davon ist die Rede nicht; sondern daß Sie ihn hätten umkommen lassen? Hören Sie, Herr Doktor; ich bin unerschrokner als Sie, und lasse mich nicht durch eitele Trug-Schlüsse an der Nase führen. Gesezt, ich bin ein Arzt. Ich sehe den Kranken an, der mich rufen läßt, und erkenne einen Bösewicht: ich rede so mit ihm: Unglüklicher, mache geschwind fort, daß du stirbst; das ist das beste, was dir, für andre und für dich, begegnen kann. Ich weiß wol, was zu thun wäre, das Seiten-Stechen, das dich quält, zu vertreiben; aber ich werde mich wol hüten, es zu ver-

ordnen: ich hasse meine Mitbürger nicht so sehr, daß ich dich wieder unter sie bringen, und mir selber durch die neuen Verbrechen, die du begehen würdest, einen immerwährenden Kummer bereiten sollte. Ich will kein Mitgenosse deiner Verbrechen seyn. Man würde den strafen, der dich in seinem Hause verstekte; und ich sollte den für unschuldig schäzen, der dich beym Leben erhält? Das kann nicht seyn. Wenn ich ja etwas bedaure, so ist es, daß, indem ich dich dem Tod überliefere, ich dich der strengsten Todes-Strafe entreisse. Ich gebe mich also nicht damit ab, den ins Leben zurükzubringen, dessen Ankläger zu seyn mir die natürliche Billichkeit, die Wolfahrt der Gesellschaft, und die Sicherheit meiner Brüder einschärfen. Stirb! Und man sage nicht, daß durch meine Kunst und Bemühungen ein Ungeheuer mehr in der Welt sey. Doktor Bissei. Adieu, Papa. Aber! --- Weniger Caffee nach dem Essen, hören Sie? Mein Vater. Ach Herr Doktor, es ist eine so gute Sache um den Caffee!

Doktor Bissei. Wenigstens mit viel viel Zuker. Meine Schwester. Aber, Herr Doktor, der Zuker wird ihn erhizen. Doktor Bissei. Mährchen! --- Leben Sie wol, Herr Philosoph! Ich. Noch ein Wort, Herr Doktor! Während der lezten Pest zu Marseille waren Strassen-Räuber, die sich in die Häuser zerstreuten, plünderten, mordeten, und sich die allgemeine Verwirrung zu Nuze machten, sich durch allerley Frevel-Thaten zu bereichern. Einer dieser Strassen-Räuber ward selbsten von der Pest befallen, und von einem der Leichen-Gräber, welche die Policey bestellt hatte, die Todten wegzutragen, erkannt. Diese Leute warfen die Leichen aus den Häusern auf die Gasse. Der Todten-Gräber sieht den Bösewicht an, und: Ey, Schurke, (sagte er zu ihm) bist's du? pakt ihn zugleich bey den Füssen, und schleppt ihn zum Fenster. Der Kerl schreyt: Ich bin nicht todt! Du bist todt genug, versezte der andre; und stürzt' ihn unverzüglich vom dritten Stok-Werk hinunter.

Wissen Sie, Herr Doktor, dieser Todten-Gräber, der den angestekten Bösewicht mit so guter Art abfertigte, ist in meinen Augen weniger strafbar, als ein geschikter Arzt, wie Sie, der ihn geheilt hätte --- und jezt können Sie gehen. Doktor Bissei. Mein lieber Herr Philosoph, ich will Ihren Wiz und Ihren Eifer bewundern, soviel Sie wollen; aber Ihre Sitten-Lehre wird weder die meinige, noch, ich wette, des Abbe seine seyn. Der Abbe. Sie wetten sicher. --- Ich wollte sogleich mit dem Abbe anbinden; aber mein Vater wandte sich zu mir: Du streitest, sagte er lächelnd, wider deine eigne Sache. Ich. Wie das? Mein Vater. Du willst den Schurken, den Intendent des Herrn Mesangere, todt haben, nicht wahr? So laß denn den Doktor nur machen. --- Aber sagt mir nun, wo blieb ich in meiner Geschichte? Meine Schwester. Ihr waret bey dem Pater Bouin.

Mein Vater. Ich erzehlte ihm die Begebenheit. Nichts ist rühmlicher (sagte

mir Pater Bouin) als die Empfindung des Mitleidens, welches Ihr Herz für diese unglüklichen Erben einnimmt. Unterdrüken Sie das Testament, helfen Sie ihnen, ich bin's zufrieden: aber nur mit dem Bedinge, daß Sie dem Universalerben genau die gleiche Summe ersezen, die Sie ihm werden entzogen haben; weder mehr noch weniger. --- Aber es friert mich an den Rüken: der Doktor wird die Thüre offen gelassen haben. Geh, Mädchen, schliesse zu. Meine Schwester. Ja; aber Ihr werdet, hoff' ich, nicht fortfahren, bis ich wieder da bin. Mein Vater. Das versteht sich.

Meine Schwester ließ uns eine Weile warten, und kam jezt wieder: Es ist der Narr, sprach sie (etwas verdrüßlich) der über seiner Thüre zween Zeddel ausgehängt hat, wo auf dem einen steht: „Dieß Haus ist zu verkaufen um zwanzigtausend Franken, oder zu vermiethen um zwölfhundert Franken, des Jahrs, ohne Verschreibung; und auf dem andern: zwanzigtausend Franken auszuleihen auf ein Jahr, um sechs

vom hundert.“ Ich. Ein Narr, Schwester? Gesezt aber, es sey nur ein Zeddel, wo Ihr zween sehet; wenn der Darlehn-Zeddel nichts anders als die Übersezung des Vermieth-Zeddels wäre? Allein, was geht das uns an? --- Und was sagte der Pater Bouin weiter?

Mein Vater. Und wer hat Sie bevollmächtigt (fuhr er fort) Acten die Gültigkeit zu nehmen oder zu geben? Wer hat Sie bevollmächtigt, die Absichten der Verstorbenen zu erklären? --- Aber, Pater Bouin, der Koffer? --- Wer hat Sie bevollmächtigt, zu entscheiden, ob dieses Testament aus Überlegung verworfen, oder aus Versehen verlegt worden sey? Ist es Ihnen niemals begegnet, daß Sie etwa in einem Winkel Ihrer Werk-Stätte ein wichtiges Papier wieder fanden, welches Sie aus Unachtsamkeit hatten fallen lassen? --- Aber, Pater Bouin, das Datum und die Unbillichkeit dieser Schrift? --- Wer hat Sie bevollmächtigt, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieser Acte zu sprechen,

und das Universalvermächtniß mehr für eine unrechtmässige Verschenkung, als für eine Wiedererstattung, oder für irgend ein anders rechtmässiges Werk, wie Sie sich solches immer vorstellen wollen, anzusehen? --- Aber, Pater Bouin, die unmittelbaren und dürftigen Erben; und dieser weitläuftige Verwandte, nur aus der Nebenlinie, und so reich? --- Wer hat Sie bevollmächtigt, abzuwägen, was der Verstorbne seinen nahen Verwandten, die Sie nicht kennen, oder den Buch-Händlern, die Sie nicht besser kennen, schuldig war? --- Aber, Pater Bouin, dieser Haufen Briefe von den Fremins, die sich der Verstorbne nicht einmal zu öffnen die Mühe genommen hatte? --- Denn das ist ein Umstand (sagte mein Vater zu uns), den ich euch zu erzehlen vergessen habe, daß unter dem Haufen Papiere, worinn ich das fatale Testament gefunden, zwanzig, dreyssig, ich weiß nicht wie viel, Briefe von den Fremins lagen; und alle noch versiegelt. --- Da ist, sagte Pater Bouin, weder Koffer, noch

Datum, noch Briefe, noch Pater Bouin; weder wenn, noch aber, das Stich halte: es ist niemand erlaubt, die Geseze zu brechen, sich in die Gesinnungen der Verstorbnen einzulassen, und über eines andern Gut zu befehlen. Hat die Vorsehung beschlossen, durch die zufällige Erhaltung dieses Testaments entweder Ihre Clienten, oder die eingesezten Erben, oder den Verstorbnen, denn man weiß nicht welchen, zu züchtigen, so muß es bleiben.

Nach einer so deutlichen und bestimmten Entscheidung des verständigsten Mannes aus unsrer Geistlichkeit, blieb ich bestürzt und zitternd da stehn, und überdachte, was aus mir, was aus euch, meine Kinder, würde geworden seyn, wenn es mir begegnet wäre, daß ich das Testament, wie ich mehr als zehnmal in Versuchung war, verbrannt, und erst hernach, von Zweifeln gequält, den Pater Bouin um Rath gefragt hätte. Ich hätte erstattet, o ich hätte erstattet! Nichts ist gewisser: und ihr wärt zu Grunde gerichtet!

Meine Schwester. Aber auf dieses, mein Vater, mußtet Ihr wieder in den Pfarr-Hof gehen, und den armen Leuten ankündigen, es wäre nichts da, das ihnen gehörte, und sie könnten wieder weggehen, wie sie gekommen sind. Wo nahmet Ihr, mit der mitleidigen Seele, die Ihr habet, das Herz dazu? Mein Vater. Das weiß ich wahrlich selbst nicht. Im ersten Augen-Blik fiel ich auf den Gedanken, mich meiner Procur zu entladen, und meine Stelle durch einen Sach-Walter vertreten zu lassen: allein ein solcher hätte sich derselben nach aller Strenge bedient, und die armen Leute, deren Unglük ich vielleicht erleichtern konnte, bey den Schultern gekriegt und weggeprügelt. Ich kehrte also am gleichen Tage nach Thivet zurük. Meine plözliche Abwesenheit, und die Maaß-Regeln, die ich vor meiner Abreise genommen, hatten Unruhe erwekt; die traurige Miene, womit ich wieder erschien, erwekte noch viel mehr. Indessen zwang und verstellte ich mich, so gut ich immer konnte. Ich. Das

will sagen schlecht genug. Mein Vater. Ich fieng damit an, daß ich alle kostbare Sachen in Sicherheit brachte, und eine gewisse Anzahl Leute, die mich im Noth-Falle beschüzen könnten, im Hause versammelte: dann öffnete ich den Keller und die Korn-Böden, und überließ sie diesen Unglüklichen, die ich einlud, zu essen und zu trinken, und Wein, Getraide und allen übrigen Speise-Vorrath unter sich zu theilen. Der Abbe. Aber, mein Vater! --- Mein Vater. Ich weiß es, dieses gehörte ihnen eben so wenig als das übrige. Ich. Nun, ja doch, Abbe, du unterbrichst uns. Mein Vater. Hernach --- blaß, wie der Tod, und auf meinen Beinen zitternd, öffnete ich den Mund, und konnte kein Wort finden; sezte mich nieder, stand wieder auf; fieng etwas zu reden an, und konnte es wieder nicht zu Worten bringen; weinte. Die bestürzten Leute umringten mich, schrien von allen Seiten her: Nun dann, werthester Herr, was ist's doch? --- Was es ist? versezte ich: --- Ein Testa-

ment, ein Testament, das euch enterbt. Es kostete mich so viel, diese wenigen Worte auszusprechen, daß ich beynahe in Ohnmacht gesunken wäre. Meine Schwester. Das kann ich mir vorstellen. Mein Vater. Was für ein Auftritt, meine Kinder, was für ein Auftritt war der, welcher izt folgte. Mir schauert, daran zu denken! Mich dünkt, ich höre noch das Geschrey des Schmerzens, der Wuth, der Raserey, das Geheul der Flüche. --- Hier legte mein Vater seine Hände auf die Augen und auf die Ohren. Diese Weiber (sagte er), diese Weiber, ich sehe sie noch. Die einen wälzten sich auf der Erde, rissen sich die Haare aus, zerfleischten ihre Wangen und Brüste; die andern schäumten, hielten ihre Kinder bey den Füssen, im Begriff, ihnen die Köpfe auf den Boden zu schmettern, wenn man sie hätte machen lassen. Die Männer brachen, zerschlugen, warfen alles unter über sich, was ihnen in die Hände fiel; drohten, Feuer in das Haus zu legen: andre krazten brüllend die Erde

mit ihren Nägeln auf, als ob sie des Pfarrers Leichnam suchten, ihn zu zerreissen; und mitten durch diesen Lärm brach das durchdringende Geschrey der Kinder hervor, die, ohne zu wissen warum, an der Verzweiflung ihrer Eltern Theil nahmen, sich an ihre Kleider hängten, und unmenschlich von ihnen weggestossen wurden. Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben so viel gelitten habe.

Inzwischen hatte ich den Fremins geschrieben, ihnen von allen Nachricht gegeben, und in sie gedrungen, eilends zu kommen; dieß wäre das einzige Mittel, einem schlimmen Zufall vorzubeugen, den ich anderst nicht würde hindern können.

Durch die Hoffnung, womit ich mir in der That schmeichelte, von dem Erben eine völlige Entsagung seiner Rechte zu erhalten, oder ihn wenigstens zu einer günstigen Erklärung zu vermögen, hatte ich diese Unglüklichen ein wenig beruhigt, und in die entferntesten Hütten des Dorfes zerstreut.

Fremin kam von Paris: ich sah ihn starr an, und fand eine harte Miene, die nichts Gutes versprach. Ich. Grosse, schwarze und dike Augen-Braunen; tiefe und kleine Augen; ein breiter, etwas schiefer Mund; eine schwarz-braune Farbe; von Poken wie ein Sieb durchlöchert. Mein Vater. Genau so. Nicht mehr als dreissig Stunden hatte er gebraucht, seine sechzig Meilen zu machen. Gleich Anfangs zeigte ich ihm die armen Leute, deren Sache ich verfechten sollte: sie standen alle starr aufrecht, schweigend vor ihm; die Weiber weinten; die Männer lehnten sich auf ihre Stöke, und hielten die Hände in ihren Müzen. Fremin saß, die Augen zugeschlossen, den Kopf abhängend, das Kinn auf die Brust gelehnt, und sah sie nicht an. Mit allem mir möglichen Nachdruk redte ich zu ihren Gunsten. Ich weiß nicht, wo man das hernimmt, was man in dergleichen Fällen sagt. Ich zeigte ihm Hand-greiflich, wie ungewiß es wäre, daß er diese Erbschaft auf eine rechtmässige Weise erlange: ich be-

schwur ihn bey seinem Reichthume, bey dem Elende, das er vor Augen hätte; ja, ich glaube, ich warf mich zu seinen Füssen. Nicht einen Heller konnt' ich herauspressen. In alle diese Betrachtungen, war seine Antwort, lasse er sich nicht ein; es wär' ein Testament da; die Geschichte dieses Testaments sey ihm gleichgültig, und er wollte sich lieber an mein Betragen, als an meine Reden, halten. Vor Unwillen warf ich ihm die Schlüssel vor die Nase; er hob sie auf, und bemächtigte sich von allem. Ich kam so bestürzt, so abgemattet, so verändert wieder heim, daß eure damals noch lebende Mutter glaubte, es wäre mir ein grosser Unfall begegnet. --- Ach meine Kinder, was für ein Mensch dieser Fremin war!

Auf diese Erzehlung erfolgte ein tiefes Stillschweigen, und jedes dachte der sonderbaren Begebenheit auf seine Weise nach. Es kamen einige Besuche. Ein Geistlicher, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere; ein diker Prior, der sich besser auf den guten Wein, als auf die Moral verstand,

und der das Moyen de parvenir mehr durchblättert hatte, als die Conférences de Grenoble; eine richterliche Person, mit Namen Dubois, Notar und Polizey-Lieutenant; und bald darauf ein Hand-Werker, der mit meinem Vater zu reden verlangte. Man ließ ihn hereinkommen, und mit ihm einen alten Ingenieur der Provinz, der in der Einsamkeit lebte, und der Mathematik, die er ehemals gelehrt hatte, oblag: er war des Hand-Werkers Nachbar, und der Hand-Werker selbst war ein Hut-Macher.

Des Hut-Machers erstes Wort war, daß er meinem Vater zu verstehen gab, die Gesellschaft wäre für das, was er ihm zu sagen hätte, ein wenig zu Zahl-reich. Jedermann stand auf; der Prior, der Notar, der Geometer und ich, die der Hut-Macher zurükhielt, blieben da.

Herr Diderot, (sprach er zu meinem Vater, nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte, ob ihn sonst jemand hören könnte): Ihre Redlichkeit und Ihre Einsichten bringen mich hieher; und es ist mir

nicht unangenehm, diese übrigen Herren anzutreffen, die mich vielleicht nicht kennen, mir aber alle bekannt sind. Ein Priester, ein Jurist, ein Gelehrter, ein Philosoph, und ein rechtschaffener Mann! Es müßte ein seltsamer Zufall seyn, wenn ich bey Personen von so verschiednem Stande, und alle gleich billich und aufgeklärt, den Rath nicht finden sollte, den ich nöthig habe. Vor allem aus, fügte der Hut-Macher bey, versprechen Sie mir, meine Sache verschwiegen zu halten, was für eine Parten ich auch zu ergreifen gut finde. Man versprach es ihm, und er fuhr fort:

Ich habe keine Kinder. Von meiner lezten Frau, die ich ungefähr vor vierzehn Tagen verlohren, bekam ich keine. Seit dieser Zeit lebe ich nicht mehr; ich mag weder essen noch trinken, weder schlafen noch arbeiten. Ich steh' auf, ich kleide mich an, ich geh' aus, und schlentre, von einem tiefen Kummer verzehrt, in der Stadt herum. Meine kranke Frau habe ich achtzehn Jahr lang gewartet; alle Dienste, die

von mir abhiengen und ihr betrübter Zustand erfoderte, hab' ich ihr erwiesen. Meine Ausgaben für sie haben den Betrag unsrer geringen Einkünfte und meiner Arbeit aufgezehrt, und mich in Schulden gestekt. Nun, bey ihrem Tode, würde ich mich von Mühe und Arbeit entkräftet, und die Zeit meiner jungen Jahre verlohren sehen: mit einem Wort, ich würd' es nicht weiter gebracht haben, als am ersten Tage unsrer Haushaltung, wenn ich die Geseze beobachtete, und so dasjenige an weitläufige Verwandte aus der Nebenlinie kommen liesse, was von dem Heyrath-Gut, das meine Frau mir zugebracht, zurükfällt. Es bestand in einer schönen Aussteuer; denn ihr Vater und ihre Mutter, die ihre Tochter sehr liebten, thaten für sie alles, was sie konnten; ja mehr als sie konnten: in einer Menge feiner und guter Wäsche, die jezt noch ganz neu ist; denn die arme Frau hatte nicht Zeit sie zu brauchen; und in zwanzigtausend Franken an Gelde, von einer abgezahlten Verschreibung auf Herrn Michelin,

Lieutenant des Herrn General-Procurators. Kaum hatte die Verstorbene die Augen zugeschlossen, so schaffte ich das Geld und die Wäsche auf die Seite. Nun meine Herren, wissen sie die Sache. Hab' ich wol gethan? hab' ich übel gethan? Mein Gewissen ist nicht ruhig. Mich dünkt, ich höre da etwas, das mir sagt: Du hast gestohlen, du hast gestohlen! Erstatte, erstatte! Was halten Sie davon? Bedenken Sie, meine Herren, daß mir meine Frau durch ihren Hinschied alles mit wegnahm, was ich in zwanzig Jahren gewonnen habe; daß ich beynahe nicht mehr im Stande bin, zu arbeiten; daß ich in Schulden steke; und daß mir, wenn ich erstatte, nichts übrig bleibt, als der Spital, heut oder morgen. Reden Sie, meine Herren! Ich erwarte Ihre Entscheidung. Muß ich ersezen und in den Spital gehn?

Ehre, dem Ehre gebührt, sagte mein Vater, und bükte sich gegen den Geistlichen. Es ist an ihnen, Herr Prior!

Mein Kind, sprach der Prior zu dem

Hut-Macher, ich halte nichts auf Scrupeln; das verwirrt den Kopf und nüzt nichts. Vielleicht hättest du das Geld nicht nehmen sollen: weil du es aber einmal genommen hast, so ist das meine Meynung, daß du es behaltest. Mein Vater. Aber, Herr Prior, das ist doch nicht ihr leztes Wort? Der Prior. Freylich! ich weiß mein Treu nichts weiter. Mein Vater. Sie sind nicht gar tief gekommen. --- Nun ist's an Ihnen, Herr Rath. Der Rath. Deine Lage ist verdrüßlich, mein Freund! Ein andrer würde dir vielleicht rathen, das Haupt-Gut den Verwandten deiner Frau zu versichern, daß es beym Todes-Falle nicht auf die Deinen käme; und Lebenslang die Nuz-Niessung davon zu beziehen: aber es sind Geseze da; und diese Geseze erlauben dir weder die Nuz-Niessung, noch den eigenthümlichen Besiz des Haupt-Guts. Folge mir; leiste den Gesezen Genügen, und sey ein ehrlicher Mann, im Spital wenn es seyn muß. Ich. Es sind Geseze da? Das mögen mir Geseze seyn! Mein

Vater. Und Sie, Herr Mathematiker, wie lösen Sie dieses Problem auf? Der Geometer. Hast du nicht gesagt, mein Freund, du hättest ungefähr zwanzigtausend Franken genommen? Der Hut-Macher. Ja mein Herr. --- Und wie viel hat dich ungefähr die Krankheit deiner Frau gekostet? --- Ungefähr die gleiche Summe. --- Nun gut; Wer mit zwanzigtausend Franken zwanzigtausend Franken zahlt, bleibt Zero. Mein Vater. (zu mir) Und was sagt die Philosophie? Ich. Die Philosophie schweigt, wo das Gesez nicht Menschen-Verstand hat. --- Mein Vater merkte, daß man nicht in mich dringen dürfte, und wendete sich sogleich zum Hut-Macher: Meister N. (sprach er zu ihm) Ihr habt uns gestanden, seit dem Ihr die Verlassenschaft eurer Frau entwendet, hättet Ihr eure Ruhe verlohren; und wozu nüzt euch denn dieses Geld, das euch das größte Gut geraubt hat? Geschwinde schafft es von euch, und eßt und trinket, schlaft, arbeitet, und seyd bey euch selbst zufrieden und

glüklich. Nein, mein Herr, (versezte der Hut-Macher trozig) ich will nach Genf gehen --- Und du glaubst, du werdest die Gewissens-Bisse hier lassen? --- Das weiß ich nicht; aber ich will nach Genf gehen. --- Geh wohin du willst, du wirst dein Gewissen finden.

Der Hut-Macher gieng weg, und seine wunderliche Antwort gab den Stoff zum Gespräche. Man kam überein, daß vielleicht die Entfernung der Zeit und des Orts alle Empfindnisse mehr oder weniger schwächete. Die Gesellschaft vrrließ uns; mein Bruder und meine Schwester kamen wieder herein, und das unterbrochne Gespräch wurde fortgesezt. Gott Lob! (sagte mein Vater) da sind wir wieder bey einander. Bey andern Leuten ist mir wol; bey euch aber noch besser. Darnach wandte er sich zu mir: Warum hast du (fragte er mich) dem Hut-Macher deine Meynung nicht gesagt? --- Ihr habt mich daran gehindert. --- That ich übel? --- Nein; denn für einen Narrn giebt es keinen guten Rath. Wie? Ist denn dieser Mann

nicht der nächste Verwandte seiner Frau? Ist ihm das Gut, das er zurükbehalten, nicht zum Heyrath-Gut gegeben worden? Gehört es ihm nicht unter dem Recht-mässigsten Titel? Was für Recht haben diese Verwandten aus der Nebenlinie? Mein Vater. Du siehest wol das Gesez; aber den Geist des Gesezes, den siehest du nicht. Ich. Ich sehe, wie Ihr, mein Vater; die wenige Sicherheit der Weiber, die von ihren Männern ohne die geringste Zurükhaltung verachtet und gehaßt werden könnten, wenn der Tod den Mann in den Besiz der Güter seiner Frau sezte. Aber was geht das mich an, wenn ich ein ehrlicher Mann bin, und die Pflichten gegen meine Frau wol erfüllt habe? Bin ich nicht unglüklich genug, wenn ich sie verliere? Muß man dann noch kommen mich zu plündern? Mein Vater. Wenn du die Weisheit des Gesezes erkennest, so mußt du dich auch, dünkt mich, darnach richten. Meine Schwester. Ohne Gesez ist kein Diebstahl mehr. Ich. Ihr betrügt euch, meine Schwester. Mein

Bruder. Ohne Gesez gehört allen alles, und es giebt kein Eigenthum mehr. Ich. Ihr betrügt euch, mein Bruder. Mein Bruder. Und worauf gründet sich denn das Eigenthum? Ich. Ursprünglich auf die Besiznehmung durch die Arbeit. Die Natur hat die guten Geseze von Ewigkeit her gemacht. Eine Recht-mässige Gewalt versichert ihre Vollziehung; und diese Gewalt, die wider den Bösewicht alles vermag, vermag nichts wider den rechtschaffnen Mann. Ich bin dieser rechtschaffne Mann; und in diesen, und vielen andern Fällen, die ich aufzählen könnte, lade ich sie vor den Richt-Stuhl meines Herzens, meiner Vernunft, meines Gewissens; vor den Richt-Stuhl der natürlichen Billichkeit. Ich frage diese; und, je nachdem sie mir antwortet, unterwerfe ich mich jener Gewalt, oder hebe sie auf. Mein Vater. Predige diese Grund-Säze auf den Dächern, sie werden, ich versichre dich, ihr Glük machen; und du wirst schöne Sachen sehen, die daraus entstehen werden. --- Ich will sie nicht predigen. Es

giebt Wahrheiten, die nicht für Narren gemacht sind; aber ich will sie für mich behalten. --- Für dich, der du ein Weiser bist! --- Ganz gewiß. --- Nach diesem kann ich leicht urtheilen, du werdest mein Betragen in der Sache zu Thivet nicht gar zu sehr billigen. Aber du, Abbe, was hältst du davon? Der Abbe. Ich denke, mein Vater, Ihr habt klug gehandelt, den Pater Bouin um Rath zu fragen, und ihm zu folgen; und wenn Ihr Eurer ersten Bewegung gefolgt hättet, so wären wir wirklich zu Grunde gerichtet. Mein Vater. Und du, grosser Philosoph, du bist nicht dieser Meynung? --- Nein. --- Das ist sehr kurz abgebrochen. Weiter. --- Ihr befehlt es mir? --- Ja --- Ohne Zurükhaltung? --- Ja --- Nein gewiß (antwortete ich ihm eifrig) ich bin dieser Meynung nicht. Ich einmal, ich denke, wenn Ihr in Euerm Leben jemals eine schlimme Handlung gethan habt, so sey es diese. Und da Ihr glaubet, Ihr wäret den Fremins Erstattung schuldig gewesen, wenn Ihr das Testament zerrissen hättet,

so glaub' ich, Ihr seyd sie den Erben noch viel mehr schuldig, weil Ihr es nicht gethan habt. Mein Vater. Diese Handlung ist mir, ich muß es gestehen, immer auf dem Herzen gelegen. Aber der Pater Bouin! Ich. Euer Pater Bouin war, mit allem Ruhme seiner Wissenschaft und Heiligkeit, nichts anders als ein seichter Schwäzer, ein Heuchler von eingeschränktem Kopfe. Meine Schwester. (mit leiser Stimme) Hast du im Sinn, uns um Hab und Gut zu bringen? Mein Vater. Still! still! Laß den Pater gehn, und sag uns deine Gründe, ohne jemand zu beschimpfen. Ich. Meine Gründe? sie sind simpel, und ich will sie sagen: Entweder wollte der Erblasser die Acte, die er in der Härtigkeit seines Herzens gemacht hatte, unterdrüken, wie denn alle Umstände übereinstimmten, dieses zu beweisen; und ihr habt seine Busse vereitelt: oder aber, er wollte, daß diese grausame Acte ihre Wirkung haben sollte; und Ihr seyd in die Gemeinschaft seiner Ungerechtigkeit eingetreten. Mein Vater.

Seiner Ungerechtigkeit? Das ist bald gesagt. --- Ja, ja, seiner Ungerechtigkeit! Denn alles, was euch der Pater Bouin vorschwazte, sind nur nichtswürdige Spizfindigkeiten, elende Muthmassungen, leere Grund-lose Vielleicht, gegen jene Umstände, die der ungerechten Acte, welche ihr aus dem Staube gezogen, und wieder Rechtskräftig gemachet habt, alle Merkmale der Gültigkeit nahmen. Ein Koffer voll unnüzer Zeddel: unter diesen unnüzen Zeddeln ein altes Papier, welches sein Datum, seine Ungerechtigkeit, seine Vermischung mit andern unnüzen Papieren, der Tod der Vollzieher, die Verachtung der Briefe der Fremins, ihr Reichthum, und die Armuth der wahren Erben für ungültig erklärten! Was sezt man diesem entgegen? eine eingebildete Erstattung! Da werdet Ihr sehen, daß dieser arme Teufel von einem Priester, der nicht einen Schilling besaß, da er auf seine Pfründe kam; der achtzig Jahr in seinem Leben damit zugebracht, einen Schilling auf den andern zu legen, und unge-

fehr hunderttausend Franken zusammenzuscharren, ehemals bey den Fremins, bey welchen er nicht gewohnt, und die er vielleicht niemals anders als dem Namen nach gekannt hatte, einen Diebstahl von hunderttausend Franken begangen hat. Und sollte auch dieser vorgebliche Diebstahl würklich geschehen seyn, was für ein grosses Unglük wär' es, wenn --- Ich einmal würde die unbilliche Acte verbrannt haben. Ihr hättet sie, sag' ich, durchaus verbrennen, Ihr hättet euerm Herzen Gehör geben sollen, das seither niemals aufgehört hat, dawider zu schreyen, und das euch besser würde gerathen haben, als euer elende Bouin, dessen Entscheidung nichts als ein Beweis ist, wie furchtbar das Ansehn der religiosen Vorurtheile auch bey den besten Köpfen sey; und welchen schädlichen Einfluß ungerechte Geseze und falsche Grund-Säze auf die gesunde Vernunft und natürliche Billichkeit haben.

Meine Schwester schwieg; aber zum Zeichen ihres Beyfalls drükte sie mir die Hand. Der Abbe schüttelte den Kopf. --- Und dann

noch ein bischen auf den Pater Bouin geschimpft, sagte mein Vater. Du glaubst doch wenigstens, daß mich meine Religion losspricht? Ich. Ich glaub' es; aber desto schlimmer für sie. Mein Vater. Du glaubst auch, die Acte, die du eigenmächtig verbrennest, wäre vor dem Richt-Stuhl des Gesezes für gültig erkannt worden? Ich. Das kann seyn; aber desto schlimmer für das Gesez. Mein Vater. Du glaubst, das Gesez würde alle die Umstände, die du so sehr wichtig zu machen suchest, nicht geachtet haben? Ich. Das weiß ich nicht; aber ich hätte wenigstens gesucht, mein Herz ganz rein zu behalten. Zu dem Ende hätt' ich etwa fünfzig Duplonen gewagt, das wär' ein wolangewandtes Liebes-Werk gewesen; und damit hätte ich das Testament im Namen der armen Erben angegriffen. Mein Vater. O! was das betrifft, wenn du bey mir gewesen und mir den Rath dazu gegeben hättest, so ist, obgleich in dem Anfang einer Haushaltung fünfzig Duplonen eine ansehnliche Summe sind;

doch alles darauf zu wetten, daß ich ihn befolgt hätte. Der Abbe. Und ich hätte dieses Geld lieber den armen Erben als den Juristen geben mögen. Ich. Und ihr, Bruder, glaubt, man würde den Proceß verlohren haben? Der Abbe. Ich zweifle nicht daran. Die Richter halten sich genau an das Gesez, wie mein Vater und der Pater Bouin; und sie thun wol. Die Richter schliessen in dergleichen Fällen die Augen über die Umstände zu, wie mein Vater und der Pater Bouin, aus Furcht vor den schlimmen Folgen, die anderst daraus entstehen würden; und sie thun wol. Sie opfern zuweilen, selbst gegen das Zeugniß ihres Gewissens, wie mein Vater und der Pater Bouin, den Vortheil des Unglüklichen und Unschuldigen auf, den sie nicht retten könnten ohne einer Menge Betrüger den Zügel schiessen zu lassen; und sie thun wol. Sie scheuen sich, wie mein Vater und der Pater Bouin, ein Urtheil zu sprechen, das in einem bestimmten Falle billich, in tausend andern aber, wegen unzählichen Unord-

nungen, denen es die Thür öffnen könnte, schädlich seyn würde; und sie thun wol. Und in dem Fall mit dem Testament, davon die Rede ist. --- Mein Vater, (zu mir:) Für eine Privatperson sind deine Gründe vielleicht gut; aber für einen Richter wären sie schlecht. Mancher nicht allzugewissenhafter Advocat hätte mir unter vier Augen gesagt: Verbrennen Sie das Testament; aber in ein Parere das zu schreiben, würd' er wol niemals wagen. Ich. Ich versteh es: Das war eine Sache, die nicht vor den Richter gebracht werden mußte; und sie würde auch bey meiner Ehre nicht vor ihn gebracht worden seyn, wär' ich an eurer Stelle gewesen. Mein Vater. Du würdest also deine Vernunft der öffentlichen Vernunft, die Entscheidung des Menschen der Entscheidung des Richters, vorgezogen haben? Ich. Ganz gewiß. Ist denn der Mensch nicht vor dem Richter? Ist die Vernunft des menschlichen Geschlechts nicht ganz anders heilig als die Vernunft eines Gesez-Gebers? Wir nennen uns gesittet,

und sind schlimmer als die Wilden. Es scheint, wir müssen noch ganze Jahrhunderte von einer Ausschweifung und von einem Irrthume zu dem andern herumirren, um dahin zu kommen, wo uns der erste Funke von Vernunft, der blosse Instinkt, geradezu hingeführt hätte. Wir haben uns so verirret --- Mein Vater. Mein Sohn, mein Sohn, es ist ein gutes Kopf-Küssen um die Vernunft; aber ich finde doch, daß mein Haupt auf dem Küssen der Religion und der Geseze noch sanfter ruhet - - - und darauf keine Antwort; denn ich bedarf der Schlaf-losen Nächte nicht! Doch, mich dünkt, du wirst böse. Sage mir denn immer, wenn ich das Testament verbrannt hätte, würdest du mich gehindert haben, zu ersezen? Ich. Nein, mein Vater; eure Ruhe ist mir ein wenig lieber, als alle Güter der Welt. Mein Vater. Deine Antwort gefällt mir, und zwar aus Ursache --- Ich. Und diese Ursache? Mein Vater. Der Dom-Herr Vigneron, dein Onkel, war ein rauher Mann, der sich mit seinen Amts-Brü-

dern, die er durch sein Betragen und durch seine Reden beständig lächerlich machte, nicht wol verstuhnd. Du warst bestimmt, sein Nachfolger zu werden: allein da er bald sterben sollte, fand man in der Familie für besser, die Resignations-Acte gen Rom zu schiken, als sie in die Hände des Capitels zu geben, von dem sie vielleicht nicht wäre genehmigt worden. Der Currier geht ab; dein Onkel stirbt eine oder zwo Stunden vor der vermuthlichen Ankunft des Curriers, und die Dom-Herrn-Stelle und achtzehnhundert Franken sind verlohren. Deine Mutter, deine Tanten, unsre Verwandten, unsre Freunde waren der Meynung, den Tod des Dom-Herrn verborgen zu halten. Ich verwarf diesen Rath, und ließ auf der Stelle die Gloken läuten. Ich. Und Ihr thatet wol daran. Mein Vater. Hätte ich diesen guten Weibern Gehör gegeben, und hernach Gewissens-Unruhe gefühlt, so glaube ich, du würdest nicht angestanden haben, mir deinen Dom-Herrn-Pelz aufzuopfern. Ich. Ich wäre ohnedem lieber ein guter

Philosoph, oder gar nichts geworden, als ein schlechter Dom-Herr.

Der dike Prior kam eben wieder herein, und sagte zu den lezten Worten, die er gehört hatte: Ein schlechter Dom-Herr! Ich möchte wol wissen, wie man ein guter oder ein schlechter Prior, ein guter oder ein schlechter Dom-Herr seyn kann? Das sind so gleichgültige Stände! --- Man dekte die Tafel, disputierte noch ein wenig mit mir, hatte manchen Spaß mit dem Prior wegen seiner Entscheidung in des Hut-Machers Sache, und dem gleichgültigen Ton, worinn er von den Priors und Dom-Herrn geredt hatte, und legte ihm den Fall mit dem Testament vor. Anstatt denselben zu erörtern, erzehlte er uns eine Begebenheit, die ihn persönlich angieng. Der Prior. Sie erinnern sich noch ohne Zweifel an das ungeheure Falliment des Wechslers Bourmont? Mein Vater. Ob ich mich daran erinnere? Ich war auch um etwas darinn. Der Prior. Desto besser. Mein Vater. Warum desto besser?

Der Prior. Weil mir, wenn ich übel gethan habe, mein Gewissen um so viel leichter wird. Ich ward zum Sindic der Gläubiger ernannt. Unter Bourmonts ausstehenden Activschulden fand sich auch eine Verschreibung von hundert Thaler auf einen armen Mähl-Krämer, seinem Nachbarn. Diese Verschreibung, unter die Menge der Gläubiger Pro-Rata vertheilt, kam jedem nicht auf zwölf Schillinge; und hätte man die Bezahlung von dem Mähl-Krämer eingefodert, so war er zu Grunde gerichtet. Ich hielt dafür ... Mein Vater. Jeder Gläubiger würde diesem Unglüklichen die zwölf Schillinge nicht abgeschlagen haben? Sie zerrissen also die Verschreibung, und gaben Allmosen aus meinem Beutel? Der Prior. Freylich. Sind Sie unwillig darüber? Mein Vater. Nein. Der Prior. Haben Sie also die Gütigkeit zu glauben, die andern würden nicht unwilliger darüber werden als Sie; und dann ist alles richtig. Mein Vater. Aber, Herr Prior, wenn Sie eigenmächtig eine Ver-

schreibung zerreissen, warum sollten Sie nicht zwo, drey, viere, so viele zerreissen, als es Dürftige gäbe, denen sie auf fremde Unkosten helfen möchten? Diese Regel des Mitleidens kann uns weit bringen, Herr Prior! Die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit ... Der Prior. Ist oft eine grosse Ungerechtigkeit. --- Eine junge Frau, die auf dem ersten Stok-Werke wohnte, kam herunter. Sie war die Munterkeit und der Muth-Willen selbst. Mein Vater fragte sie um Nachricht von ihrem Mann. Dieser hatte durch seine Ausschweifungen seiner Frau ein Beyspiel von schlimmen Sitten gegeben; und ich glaube, sie hatte sich's erlaubt, demselben ein wenig zu folgen. Er, um seinen Gläubigern zu entwischen, gieng nach Martinique. Frau Issigni, so hieß unsre Mieth-Frau, antwortete meinem Vater: Herr Issigni? Gott Lob! Ich habe nichts mehr von ihm gehört; vielleicht ist er ertrunken. Der Prior. Ertrunken? Ich wünsche Ihnen Glük dazu. Frau Issigni. Was thut das Ihnen, Herr Abbe? Der Prior.

Nichts. Aber Ihnen? Frau Issigni. Was sollt' es mir thun? Der Prior. Aber, man sagt --- Frau Issigni. Und was sagt man? Der Prior. Nun, weil Sie es wissen wollen --- Man sagt, er habe einige Ihrer Briefe ertappt --- Frau Issigni. Und hatte ich nicht eine schöne Sammlung von den seinen? Und da entstand ein sehr comischer Streit zwischen dem Prior und der Frau Issigni über die Freyheiten beyder Geschlechter. Frau Issigni rufte mich zu Hülfe; und ich stand im Begriff, dem Prior zu beweisen, daß, welches von zweyen Ehe-Genossen den Bund zuerst bräche, dem andern seine Freyheit wieder gebe: aber mein Vater foderte seine Nacht-Müze, brach das Gespräch ab, und schikte uns schlafen. Als die Reihe an mir war, ihm eine gute Nacht zu wünschen, umarmte er mich, und sagte mir ins Ohr: Es würde mich nicht verdriessen, wenn in der Stadt zween oder drey dergleichen Bürger wären wie du: aber ich möchte nicht darinn wohnen, wenn sie alle so dächten.

Brief
über die
Landschaft-Mahlerey.

An
Herrn Fueßlin,
den Verfasser der Geschichte der besten
Künstler in der Schweiz.

Vorbericht.

Dieser Brief hat bey Kennern Beyfall gefunden. Man glaubt, er könne jungen Künstlern nüzlich seyn, und etwas zur Beförderung des Geschmakes für die Kunst beytragen. Ich nehme ihn darum in die Sammlung meiner Schriften auf. Er ist zwar an mehr als einem Orte nachgedrukt worden. Da er aber einmal für nüzlich

erklärt ist, so sehe ich auch diese neue Ausgabe für ein Mittel an, denselben in mehrere Hände zu bringen, wo er nüzen kann; und in dieser Betrachtung werden Leser, denen er überflüssig ist, solches leicht zu gut halten.

Mein Herr!

Sie glauben, es könne Aufmerksamkeit verdienen, und nüzlich seyn, wenn ich zu Papier bringe, was für einen Weg ich eingeschlagen habe, in der Kunst so spät noch auf einen erträglichen Grad zu steigen. Möchten es viele Künstler vor mir gethan haben! wie unendlich nüzlich müßte das für die Kunst seyn, wenn man mehr die Geschichte der Kunst; durch was für Mittel Künstler zu ihrer Grösse gelanget sind; was für Schwierigkeiten, und wie sie solche überwunden; was sie auf ihrem Wege und bey ihrer Entwiklung für Bemerkungen gemacht haben, in der Mahler-Geschichte finden würde. Ihre Werke würden vielleicht weniger gelehrt, als die Werke gelehrter Kenner seyn; aber sie würden Sachen enthalten, die sie, jeder unter seinen besondern Umständen, jeder bey seinem Anwachs und bey seinen Arbeiten gefunden, auf welche der blosse Kenner niemals kommen kann.

So (um nur ein Paar Exempel zu geben) enthält das Werk, welches Lairesse, nachdem er durch seine Kunst sich allgemeine Bewunderung erworben hatte, zu schreiben anfieng, die brauchbarsten Materialien, und Sachen, die nur ein Lairesse mit solcher Deutlichkeit, während den Jahren seiner Studien und seiner besten Arbeiten, gefunden und genau beobachtet hat. Und wie unschäzbar ist das Werkchen von Mengs, welches mehr Gutes über die Kunst zu denken giebt, als ganze Folianten! Weiß er gleich als Philosoph sich nicht deutlich zu machen, so redt er doch da, wo er als Künstler spricht, mit einer Stärke, mit so viel Licht, mit so geläutertem Geschmak, mit einem so feinen, so philosophischen Beobachtungs-Geist, als man nur von dem größten Künstler unsers Zeit-Alters erwarten kann.

Aber auf mich zu kommen: Ich fürchte mich, Ihnen mein Versprechen zu halten. Noch bin ich mitten auf dem Wege; und meine Umstände werden kaum erlauben,

viel weiter zu kommen. Ich fürchte, Ihnen Sachen zu sagen, die nur wenig zu bedeuten haben: doch dann bleibt mein Geschwäz weiter nichts als ein Brief an Sie, mit dem Sie eben so umgehen, wie man mit Briefen thut, die nichts zu bedeuten haben; und Sie werden Ihnen und mir damit verschonen, daß ein solcher Brief der einzige Flek in Ihrem Werke sey.

Sie wissen, daß mein Beruf niemals seyn konnte, Künstler zu werden; daher war ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Beschmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die Menge Papier, so war's doch nur ein elendes Spiel, ohne Absicht und ohne Anführung. So mußte ich nothwendig zurükebleiben; und es war eine natürliche Folge, daß meine Neigung sich um vieles verlohr. Die besten Jahre giengen dahin, ohne daß ich's versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen könnte. Indeß thaten die Schönheiten der Natur, und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art, immer die größte Würkung auf mich; aber

in Absicht auf Kunst war's nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniß verbunden war: und daher entstand, daß ich meine Empfindungen, und die Eindrüke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andere, und solche Art auszudrüken suchte, welche weniger mechanische Übung, aber die gleichen Talente; eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung der Natur fordert.

Da ich die Gelegenheit bekam, meines sel. Herrn Schwehervaters (*) vortreffliche Sammlung täglich zu sehen, erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem;

(*) Herr Heinrich Heidegger, des innern Raths, der Anno 1763 starb, ehrte und kannte die freyen Künste von Jugend an. Sein Cabinet ist eins der besten in unsrer Vaterstadt, und enthält vornehmlich die besten Stiche nach der Niederländischen Schule; und eine vollständige Sammlung der ersten Drüke des Freyischen Werks, welches die erhabenen Werke der Römischen Schule am würdigsten geliefert hat. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Hand-Zeichnungen merk-würdig, und wird izt durch seinen Sohn mit Einsicht und Wahl immer vermehrt.

und ich faßte im dreyssigsten Jahr meines Alters den Entschluß, zu versuchen, ob ich noch zu einem Grade gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künstlern Ehre machen würde.

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landschaft; und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was so vielen begegnet. Das beste, und der Haupt-End-Zwek ist doch immer die Natur. So dacht' ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des Ausdruks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenau folgen, und sah mich in Kleinigkeiten des Detail verwikelt, die den Effect des Ganzen störten; und fast immer fehlte mir die Manier, die den Gegenständen der Natur ihren wahren Charakter beybehält, ohne sklavisch und ängstlich zu seyn. Meine Gründe waren mit verwikelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängstlich und nicht in herrschende Haupt-

Partien geordnet, alles durch Arbeit ohne Geschmak zu sehr unterbrochen; kurz: Mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten; und ich wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach den besten Künstlern bilden müsse. Ist nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künstler, welche anfiengen die Kunst aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und also noch keine gute Muster hatten? Sie hielten sich so sehr an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand oft eben so genau gemahlt ist, wie der hervorstechendeste. Ihre Gemählde verlieren darum die erfoderliche Würkung. Spätere Genien, die diese Fehler einsahen, suchten dieselben zu vermeiden, und machten sich mit den Regeln des Schönen in der Disposition, der gemässigten Manichfaltigkeit, der Haupt-Massen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studieren. Und um den Weg

so kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beste; das, was in jeder Art sich vorzüglich ausnahm, um zu einem Muster zu dienen. Diese sorgfältigste Wahl des Besten, soll für den Lehrer und den Schüler die erste Grund-Regel seyn. Das Mittelmässige ist das schädlichste, und muß mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, dessen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie sehr könnten die Kupfer-Stecher dem wahren Geschmake nüzlich seyn, wenn sie darauf dächten, durch die Wahl dessen, das sie liefern wollen, bey Kennern sich eben so wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung selbst. Was für ein Schwal von Mittelmässigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerstreut, das niemals den Fleiß eines Tages verdient hätte. Oder lohnt sich's nicht der Mühe sich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit so vieler Monate verwenden wolle? Nur die ersten Werke der Kunst sind wol dieser Mühe werth. Es ist der schädlichste Zeit-Verlust, wenn man bey

Unterweisung junger Künstler sie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmässigen aufhält. Ihr Geschmak wird so für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben. Man lasse den jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studieren, wie unerträglich werden ihm die faden süssen Gesichterchen vieler von den Neuern seyn! Man lasse ihn nach dem Schlenter so vieler beliebter Künstler nach der Mode zeichnen, und nachwärts den Apoll oder Antinous; er wird aus beyden gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen; und, was noch das schlimmste ist, nicht empfinden, daß er es schlecht gemachet hat.

Ich fand das beste, in meinen Studien von einem Haupt-Theile zum andern zu gehen. Denn wer alles zugleich fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzuzerstreut seyn, und immer ermüden, da er bey zu vielen

verschiedenen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten findt. Ich wagte mich zuerst an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem in dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige Sammlung ist. Je mehr ich ihn studierte, je mehr fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrükte. Indessen versäumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier, nicht des Waterloo, aber nichts destoweniger glükliche Nachahmung der Natur war; ich übte mich darum auch nach Swanefeld und Berghem; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Gesträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit reizte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte Übung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruk, und mehr eigenthümliches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den Waterloo, mein vorzügliches Muster, mich allein hielt. Ich gieng weiter,

von Theilen zu Theilen. Für Felsen wählte ich die grossen Massen des Berghem und S. Rosa; die Zeichnungen, die Felix Meyer, Ermels und Hackert, nach der Natur und in ihrem wahren Charakter, gemacht haben: für Verschiesse und Gründe, die Gras-reichen Gegenden, und die sanften dämmernden Entfernungen des Lorrain; die sanft hintereinander wegfliessenden Hügel des Wouvermann, welche in gemässigtem Licht, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit Sammt, bedekt sind: dann den Waterloo, dessen Gründe ganz Natur sind; ganz so, wie er sie in seinen Gegenden fand. Darum ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsen-Gründe, die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern bewachsen sind, wählte ich den Berghem.

Wie sehr fand ich's leichter, wenn ich izt wieder nach der Natur studierte! Ich wußte nun, was das Eigenthümliche der Kunst ist; wußte in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit

mehr Leichtigkeit eine ausdrükende Manier zu finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umsonst gesucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jezt find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umsonst suchen, um einen Baum zu finden, der in seiner ganzen Form mahlerisch schön ist. Aber wenn mein Auge gewöhnt ist, zu finden, so find' ich in einem sonst schlechten Baum eine einzelne Partie, ein Paar schön geworfene Äste, eine schöne Masse von Laub, eine einzelne Stelle am Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit und Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die schönste Masse eines Fels-Stükes vorstellen; ich hab' es in meiner Gewalt ihn ins Sonnen-Licht zu halten, wie ich will, und kann die schönsten Effekten von Schatten und Licht, und Halblicht und Wiederschein, darbey beobachten. Aber bey dieser Art die Natur zu studieren, muß ich mich hüten, daß mich der Hang zum bloß Wunderba-

ren nicht hinreisse; immer muß ich mehr auf das Edle und Schöne sehen, sonst kann ich leicht in meinen Zusammensezungen ins Abentheurliche fallen, und wunderbare Formen allzusehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängstlich, aber auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze Aussichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegenstands ist, destomehr führe ich ihn sogleich aus. Viele begnügen sich der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Haupt-Gedanken abzunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer einmal angenommenen Manier: das Wahre und Eigenthümliche der Gegenstände geht darbey verlohren. Und das wird uns weder durch Zauberey von Farbe, noch grosse Würkung von Schatten und Licht ersezt: man ist bezaubert, aber nicht lange; das forschende Auge sucht Wahrheit und Natur, und findet sie nicht. Aber wann ich izt einen Gegenstand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergänzen wollte; wann ich das beyfügen wollte,

was ein mahlerisches Ganzes ausmachen soll; dann war ich furchtsam, und verfiel oft auf erkünstelten Umstände, die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine Landschaften hatten nicht das Grosse, das Edle, die Harmonie; noch zuzerstreutes Licht, keine rührende Haupt-Würkung. Also mußte ich erst jezt auf ein besseres Ganzes denken.

Aus allen suchte ich diejenigen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, mir vorzüglich schienen. Ich fand in den Landschaften des von Everdingen das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die größte Manichfaltigkeit herrschet: reissende Ströme und zerfallene Felsen-Stüke, dicht mit Gesträuch verwachsen, wo vergnügte Armuth in der einfältigsten Bau-Art hingebaut hat. Kühnheit und Geschmak, und etwas Originales herrschen bey ihm überall; doch muß man bey diesem schon zum voraus die Felsen nach einem bessern Geschmak zu

formen wissen. Das größte Exempel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich: seine Stüke in diesem Geschmake sind so, daß man glauben sollte, Everdingen habe es gemacht, und sich selbst übertroffen. Swanefelds edle Gedanken, welche mit so grosser Würkung ausgeführt sind, und die auf seine grossen Massen von Schatten einfallenden Reflex-Lichter; Salv. Rosa kühne Wildheit; des Rubens Kühnheit in Wählung seiner Gegenstände: diese und mehrere studierte ich in flüchtigen Entwürfen, nun im Ganzen, da es mir jezt meist darum zu thun war, der Einbildungs-Kraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an, mich bloß und allein an die beyden Poussin und den Claude Lorrain zu halten. In diesen fand ich vorzüglich die wahre Grösse: da ist nicht bloß Nachahmung der Natur, wie man sie leicht findet; es ist die Wahl des Schönsten: ein poetisches Genie vereint bey den beyden Poussin alles, was groß und edel ist; sie versezen uns in jene Zeiten, für die uns die Geschichte

und die Dichter mit Ehr-Furcht erfüllen; und in Länder, wo die Natur nicht wild, aber groß in ihrer Manichfaltigkeit ist, und wo unter dem glüklichen Clima jedes Gewächse seine gesundeste Vollkommenheit erreicht. Ihre Gebäude sind nach der schönen Einfalt der alten Bau-Kunst aufgeführt, und ihre Bewohner von edelm Ansehen und Betragen, so wie sich unsere Einbildungs-Kraft Griechen und Römer denkt, wenn sie von ihren grossen Handlungen begeistert ist, und sich in ihre glüklichsten Zeiten versezt. Anmuth und Zufriedenheit herrschen überall in den Gegenden, die uns Lorrain mahlt: sie erweken in uns eben die Begeisterung, eben die ruhigen Empfindungen, welche die Betrachtung der schönen Natur selbst erwekt: sie sind reich ohne Wildheit und Gewimmel; manichfaltig, und doch herrschet überall Sanftheit und Ruhe. Seine Landschaften sind Aussichten in ein glükliches Land, das seinen Bewohnern Überfluß liefert: ein reiner

Himmels-Strich, unter dem alles mit gesunder Üppigkeit aufblühet.

Was ich von diesen grossen Mustern aufbringen konnte, betrachtete ich täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit: aber das war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wiederholte die Haupt-Züge derselben aus dem Gedächtniß. Das that ich oft; aber ich ruhete auch da nicht. Ich machte mehr flüchtige als genaue Copien von ihren Landschaften, die ich aufbehalte: so mach' ich's mit allem was mir vorzüglich gefällt, und bekomme eine Sammlung der besten Ideen. Es wird niemand fragen, warum das: Ich kann sie ja in Kupfer-Stichen haben? Gut, dann besiz' ich sie wol, wie mancher Grosse seine Bibliothek; aber ich habe nichts für mein Studium gethan. Nein! nur auf eben angedeutete Weise wird der Künstler eine immer merkwürdige Sammlung zusammenbringen: er hat nicht bloß nach dem Besten

studiert, sondern sich zugleich in den Besiz desselben gesezt.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtsamkeit im Selbsterfinden. Voll von diesen grossen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine Schwäche, und wie fast unübersteiglich schwer es ist, jene zu erreichen: auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungs-Kraft würklich ihren Schwung verlieren. Ist's nicht eben das, was schon den grössesten Kupfer-Stechern, dem grossen Frey selbst, wiederfahren ist, daß ihre eigenen Erfindungen ihr schlechtestes sind! Ihre Haupt-Beschäftigung ist, andrer Werke so genau als möglich nachzubilden; und sie verlieren oder schwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungs-Kraft, die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen: ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die schwersten Aufgaben auf. So

fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichtesten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faßte ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwunden waren, und ich mich besser aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Einbildungs-Kraft Nahrung und Kühnheit. Sie muß, wie andre Seelen-Kräfte, genährt und geübt werden: wer sich gewöhnt, nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden. Wir haben Künstler und Dichter, die der beständig nachschleichende Schatten andrer sind.

Bey dem allem hab' ich mir zu einer Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, ich mag seyn wo ich will; nicht allein auf Reisen und Spaziergängen, sondern auch zu Haus und in der Stadt. Man versäumt oder ver-

gißt oft etwas, nur weil man zu nachlässig ist, von einem Zimmer ins andere zu gehen, um das Benöthigte zu holen. Denn oft bey Betrachtung von Gemählden oder Kupfer-Stichen zeugt die Imagination Ideen, die durch die Bewunderung dessen, das vor uns ist, oft auch nur durch einen Nebenumstand, in derselben entstanden; Ideen, auf die man sonst niemals gekommen wäre. So ein Gedanke, im ersten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am besten entworfen werden. Ich unterließ darum selten, solche Gedanken nur mit ihren Haupt-Linien zu entwerfen, die so leicht vergessen und nachher selten wieder so gut gedacht werden --- Einen Vortheil, den ich zuweilen auch aus dem Mittelmässigen gezogen habe, will ich hier nicht verschweigen: aber damit will ich ihn weder empfehlen, noch mir selbst widersprechen; und ich rathe solche Übungen nur Leuten, deren Geschmak schon gebildet ist. Auch mittelmässige Sachen können oft zu einer nüzlichen Übung des Geschmaks und der Einbildungs-Kraft dienen, wenn

man zu denselben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu seyn; wenn man, wie Ramler es mit Gedichten thut, den Gedanken eines andern besser zu denken und besser auszuführen sucht. Oft findt man Funken von Genie, oft einen mißlungenen Gedanken, der einer guten Ausführung werth ist. Ich habe in manchem Stük, das kein Aufsehen verdiente, einen Wink gefunden, der mich auf einen guten Gedanken führte. Merians Werke, denen man zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, enthalten Sachen, die oft mit der besten Wahl aus der Natur genommen, und nur durch die zu fade Manier in der Ausführung verdorben sind. Man schaffe seine Bäume und Gründe nach der Manier eines Waterloo, und gebe seinen Felsen, und allem, mehr Manichfaltigkeit, so werden gewiß Sachen entstehen, die dem grössesten Genie Ehre machen würden, und wovon doch die ganze Anlage in Merian ligt.

Eine Beobachtung muß ich nicht vergessen, die ich aus eigener vielfältiger Erfah-

rung weiß, wie sehr es nämlich den Muth erfrischet, und wie oft es mich aufgemuntert und von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst und der Künstler lese. Es erweitert die Kenntniß, es macht aufmerksam auf das, was in der Kunst vorgegangen, und hilft, den Künstler immermehr für das einzunehmen, was seine Haupt-Absicht ist. Es ist Lehr-reich und angenehm, die Schiksale dessen zu wissen, dessen Arbeiten ich bewundere; und eben so werd' ich begierig, die Arbeiten des Künstlers hinwieder aufzusuchen, dessen Geschichte und Kunst-Charakter mir durchs Lesen zum voraus bekannt ist. Wenn ich die Ehr-Furcht sehe, mit der von grossen Künstlern und ihren Werken geredt wird, so muß das meine Idee von der Wichtigkeit der Kunst erhöhen. Wenn ich sehe, wie unermüdet sie gearbeitet haben, zu ihrer Grösse zu gelangen, und sich in derselben zu erhalten; wie Reisen, und Beschwerden und Mangel sie nicht abschrekten, alle Mittel, die ihren grossen End-Zwek beför-

dern konnten, zu nuzen, muß das nicht den jungen Künstler anmahnen, jede Stunde nüzlich zu gebrauchen, und geizig auf jeden Augen-Blik zu seyn? Auch können die übeln Schiksale manchen sonst grossen Künstlers eine rührende Erinnerung seyn, daß Lebens-Art und gute Sitten, und Klugheit mit dazu gehören, um durch die Kunst sich ein dauerhaftes Glük zu machen.

Noch einen wichtigen Rath muß ich dem Künstler andringen: Die Dichtkunst ist die wahre Schwester der Mahler-Kunst. Er unterlasse nicht, die besten Werke der Dichter zu lesen; sie werden seinen Geschmak und seine Ideen verfeinern und erheben, und seine Einbildungs-Kraft mit den schönsten Bildern bereichern. Beyde spüren das Schöne und Grosse in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesezen. Manichfaltigkeit ohne Verwirrung ist die Anklage ihrer Werke, und ein feines Gefühl für das wahre Schöne muß beyde bey der Wahl jeden Umstandes, eines jeden Bildes, durch das Ganze leiten. Wie mancher Künstler

würde mit mehr Geschmak edlere Gegenstände wählen; wie mancher Dichter würde in seinen Gemählden mehr Wahrheit, mehr mahlendes im Ausdruk haben, wenn sie die Kenntniß beyder Künste mehr verbänden. So leicht ist's den Alten, besonders den Griechen, in ihrer poetischen Sprache und in ihren Gemählden nicht geworden, wie so vielen neuern Dichtern, die nur zusammengeraffte Bilder und Ausdrüke unschiklich zusammenhäufen, und gemahlt zu haben glauben. Webs Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, welche die Schönheiten dieser Kunst mit Stellen aus den alten Dichtern erläutert, ist dafür der deutlichste Beweis, da es seine Absicht forderte, dieselben in diesem Gesichts-Punkt zu betrachten: Daß die Dichter damals das Schöne der Künste empfunden und gekannt, und die lebende so wie die Leb-lose Natur genau beobachtet haben. Auch würden die neuen Dichter, die doch fast immer für Kenner der Kunst wollen angesehen seyn, dann nicht sich lächerlich machen, und von Dürer re-

den, wenn sie die Grazien wollen gemahlt haben, oder von Rubens, wenn sie von dem grössesten Grad der Schönheit in der Bildung einer Sterblichen oder einer Göttin, reden wollen. Doch ich komme zum Künstler zurük. --- Der Landschaft-Mahler muß sehr zu beklagen seyn, den z. B. die Gemählde eines Thomson nicht begeistern können. Ich habe in diesem grossen Meister viele Gemählde gefunden, die aus den besten Werken der grössesten Mahler genommen scheinen, und die der Künstler ganz auf sein Tuch übertragen könnte. Seine Gemählde sind manichfaltig; oft ländlich staffiert, wie Berghem, Potter oder Roos; oft Anmuths-voll wie Lorrain, oder edel und groß wie Poussin; oft melancholisch und wild wie S. Rosa. Und hier nehme ich Gelegenheit, einem redlichen Manne das Wort zu reden, der schon fast ganz vergessen ist. Brokes hat sich eine ganz eigene Dichtart gewählet; er hat die Natur in ihren manichfaltigen Schönheiten bis auf den kleinsten Detail genau beobachtet; sein

zartes Gefühl ward durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thau-Tropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemählde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemählden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben, und izt wieder ganz lebhaft denken, die uns aber das Gedächtniß nicht liefert, wenn wir sie am nöthigsten haben.

Wir sollen also noch Gelehrte werden, kann mancher Künstler mit Lachen sagen? Denen ist mein Rath von Wichtigkeit, die in ihren Werken das Grosse und Edle suchen. Ich weiß Künstler, denen er nicht nöthig ist. Man kann einen zerfallenen Schwein-Stall mahlen, und ein Bäurchen, das ganz lustig da an die Wand pißt, und eine Lache daneben, und dabey alles Spiel von Schatten und Licht, und die Zauberey des Kolorits, und die grössESTE Niedlichkeit in der ganzen Ausführung anbringen. Der-

gleichen Werke können auch schäzbar seyn; und wenn man in Absicht auf Gedanken nicht weiter will, so kann man freylich sehr vieles entbehren.

Das, mein theuerster Freund, sind nun die Bemerkungen, so gut mir mein Gedächtniß dieselben noch liefert, die ich bey meinen Arbeiten, und bey dem Plan, den ich mir vorgeschrieben hatte, gemacht habe. Andre mögen urtheilen, wie weit es mir dabey in der Kunst gelungen ist; aber davon bin ich doch überzeugt, daß mein Plan einen kurzen und sichern Weg führt. Denn so wird durch die beyd-seitige Übung, nach der Natur und dem Besten in der Kunst, der Künstler sich fähig machen, wechselweise die besten Manieren des Ausdrukes der Kunst mit der Natur, oder bey jeder mahlerischen Schönheit der Natur diese mit jener zu vergleichen. Sein Auge wird so gewöhnt seyn, in der Natur das zu bemerken, was mahlerisch schön ist, daß kein Spaziergang zu jeder Jahrs- und Tags- Zeit für ihn ohne Nuzen ist. Er wird, wie der Jäger,

dem es zur Leidenschaft worden ist, keine Beschwerde, die ungebahntesten Wege nichts achten, um sein Gewild aufzuspüren; und Schönheiten wird er da sehen, wo der mittelmässige Künstler vorübergeht. Er wird sein Genie, nach dem Grossen gebildet, aller Orten mitbringen, und klein-scheinende Umstände so umzubilden wissen, daß ein grosser edler Gedanke aus dem entsteht, was bey einem jeden mittelmässigen Kopf zum Alltags-Gedanke wird. Ich habe auf den gleichen Spaziergängen mit Erstaunen Situationen in Poussins Geschmak gefunden, wo ich vorher nur mittelmässige und kleinlichte Sächelchen sah.

Hab' ich's nun unter meinen Umständen in der Kunst unmöglich weiter bringen können, so hab' ich doch mit Ehr-Furcht für die wahre Kunst immer mehr bemerkt, wie viel Denkens und wie viel Übung es fordert, um würklich groß zu werden. Wenn dem Künstler seine Kunst nicht ganz zur Leidenschaft wird; wenn nicht die Stunden, die er bey selbiger zubringt, seine angenehm-

sten sind; wenn die Kunst nicht das grösse-ste Glük und Vergnügen seines Lebens aus-macht; wenn nicht seine angenehmste Ge-sellschaft die Gesellschaft von Kennern ist; wenn ihm nicht des Nachts davon träumt; wenn er nicht am Morgen mit neuer Begei-sterung an sein Werk geht; wenn er im Ge-gentheil nur den schlechten Geschmak sei-ner Zeit zu nuzen sucht; wenn er sich in einem allgemein gefallenden Schlenter selbst gefällt; wenn er nicht für wahre Kenner, für wahre Ehre, und für die Nachwelt ar-beitet, so wird seine Arbeiten der wahre Kenner izt und in Zukunft ausschiessen, und wenn sie auch die Zierde aller Zimmer nach der Mode wären.

Noch muß ich, mein Freund, Ihnen und dem Publico ein Paar Wünsche sagen, de-ren Ausführung für die Aufnahme der Kunst von großem Vortheil seyn müßte. Ich ha-be junge Künstler gesehen, die es mit Thrä-nen bedaurten, daß sie, durch schlechte Anleitung zurükgebunden, und unter nach-theiligen Umständen nicht aufgemuntert, ih-

re beste Zeit mit Mühe und Arbeit verlohren hatten; und Genien, die, verwildert, Spuren von grosser Anlage in ihren Werken zeigten; die wenn sie weniger sich selbst und etwa Halb-Kennern, oder dem schlechten Geschmak ihres Orts oder ihres Zeit-Alters überlassen gewesen wären, wahrhaftig groß würden geworden seyn. Mein Wunsch ist, daß ein philosophischer Kenner sich mit Künstlern berathen, und eine Anleitung, sowol für die Anfänger in der Kunst, als für die, so dieselben unterrichten, schreiben möchte. Wir haben verschiedene vortreffliche Werke über die Kunst; aber sie sind theils zu kostbar, theils für Anfänger nicht einfältig und practisch genug. In diesem Werkchen müßten die Grund-Regeln der Kunst kurz, und so deutlich als möglich, vorgetragen und erklärt, und dann auf besondere Fälle angewandt seyn. Diese besondern Fälle und Exempel müßten aus Kupfer-Stichen, nach den besten Werken der Kunst in jeder Art, genommen seyn, und zwar aus solchen, die nicht rar, und,

so viel möglich, nicht kostbar sind. So würd' es immer ein leichtes seyn, solche in den Sammlungen an jedem Ort zu finden, oder sie selbst anzuschaffen. Dann müßte für jeden Zweig der Kunst die sicherste und beste Art zu Werke zu gehen angegeben werden, und zugleich die vornehmsten Werke und die grössesten Künstler, die jeder für seine Absicht zu studieren hat. Es müßte gleich für die allerersten Anfänge das Beste angerathen seyn. Man martert in Deutschland die Anfänger fast allgemein nach Preißler; und doch sind seine Umrisse sehr oft falsch, und seine Köpfe besonders von einem gemeinen Charakter. In Frankreich kommen viel Anfänge für die Zeichnungs-Kunst heraus, deren Ausführung manchen blenden kann; flüchtig auf Hand-Riß-Manier, mit keker Schrafierung weggearbeitet: aber was soll dem Anfänger diese keke Manier, bey der die Richtigkeit des Umrisses, an dem ihm jezt alles gelegen, vernachlässigt ist! Wie sehr muß es den Lehrer, wie den Schüler verwirren, wenn die Theile

und die Muskeln in den verschiedenen Lagen und Bewegungen von einem vorgelegten Muster zum andern nicht richtig können beobachtet und erklärt werden; und wenn man bey der Anleitung für die Landschaft, wie sehr oft geschieht, bey Sächelchen aufgehalten wird, worinn keine Wahrheit ist, und woraus man keine einzige Regel des Schönen erklären kann! Ich habe oben gesagt, wie nüzlich das Lesen derer Werke, die von Kunst und Künstlern handeln, dem jungen Künstler ist; der Anleitung müßte darum ein Verzeichniß der besten Werke in dieser Art beygefügt werden. So ein Werkchen müßte man trachten, so viel möglich, allgemein zu machen; es müßte ein überall bekanntes Lehr-Buch seyn. Es würde denen, die ohne gute Anleitung sind, einen sichern Weg weisen, und das erklären, was sie nur dunkel empfinden, und sich nicht erklären können; und manchem, dessen Pflicht es ist, andre zu unterrichten, und der es redlich meynt, seine Arbeit erleichtern.

Mein zweyter Wunsch ist, daß ein Werk entstehen möchte, worin, in jeder Art der Mahler-Kunst, die besten Werke umständlich beschrieben, und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden; allein es müßten Werke seyn, die in Kupfer gestochen sind. Nichts destoweniger müßten sie auch in Absicht auf Colorit beurtheilt werden. Man kann die Gelegenheit haben oder bekommen, die Original-Gemählde zu sehen; und wenn auch das nicht ist, so wird es doch, in Absicht auf diesen Theil der Kunst, dem Liebhaber und dem Künstler, Gelegenheit zu Betrachtungen und Beobachtungen geben, die ihm wichtig sind. Doch das müßten nur die besten Werke aus jedem Alter und jeder der besten Schulen der Kunst seyn: nur solche, bey denen der Charakter des Zeit-Punktes und der Schule vorzüglich herrscht; nur solche, worin die Regeln des wahren Schönen mit dem besten Verstand angebracht sind, und aus denen sie vorzüglich deutlich gemacht werden können. Dergleichen Beur-

theilungen sind in Boydels Werke; man findt solche in Winkelmanns und des Herrn von Hagedorn Schriften, im Richardson, und einigen andern. Die Recension des Altar-Gemähldes von Mengs in Dresden, welche in der Bibl. der schönen Wissenschaften steht, ist ein Meister-Stük, das die tiefsten Kenntnisse jeden Theiles der Kunst zeigt. Brauch ich's zu sagen, wie wichtig und nüzlich so ein Werk seyn müßte? Aber manchem, der es vielleicht zu leicht findt, muß ich sagen, daß das nur die Arbeit eines von Hagedorn, eines Öser, eines Dietrich, eines Casanova; kurz, nur die Arbeit der grössesten Kenner und der grössesten Künstler seyn kann, um zuverlässig und nüzlich genug zu seyn.

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB013401276778

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geßner, Salomon, / Kohl, Clemens, / Grassi, Joseph <<von>>,

Die sämmtlichen Werke

Bd.: IV. Theil

1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.881(4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11827353-5